

Paul Zalewski, Magdalena Abraham-Diefenbach (Hg.)



Marginalisiertes Kulturerbe und Perspektiven für regionale Kulturentwicklung

Schlösser, Gutshäuser und jüdische Friedhöfe im deutsch-polnischen Grenzland

Umschlagbilder:

Erste Reihe von links: Schloss Criewen (Foto Peggy Lohse), Jüdischer Friedhof in Skwierzyna (Foto Justyna Hrabaska), Schloss in Dolsk (Foto Peggy Lohse).

Zweite Reihe von links: Jüdischer Friedhof in Peczycze, Schloss in Zichow, Jüdischer Friedhof in Ośno Lubuskie (alle Fotos: Peggy Lohse).

Die Publikation erscheint im Rahmen des deutsch-polnischen Projektes „Das Meer – Pommern – die Grenzregion als Orte des deutsch-polnischen Dialogs. Grenzübergreifendes Netzwerk zur wissenschaftlichen Kooperation und historischen Bildung über Ostsee und Odergebiet“ und dokumentiert die im Rahmen desselben Projektes durchgeführte Konferenz „Marginalisiertes Kulturerbe und Perspektiven für regionale Kulturentwicklung“, die vom 7. bis zum 8. Juli 2022 im Collegium Polonicum in Słubice stattgefunden hat. Das Projekt wurde durch die Europäische Union aus Mitteln des Europäischen Fonds für regionale Entwicklung (EFRE) kofinanziert.

Webseite der Konferenz: <https://confinium-viadrina.eu/>

© 2022 Europa-Universität Viadrina, Professur für Denkmalkunde

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urhebergesetzes ohne schriftliche Zustimmung der Herausgeber ist unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Nachdruck, auch auszugsweise, Reproduktion, Vervielfältigung, Übersetzung, Mikroverfilmung sowie Digitalisierung oder Einspeicherung und Verarbeitung auf Tonträgern und in elektronischen Systemen aller Art.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Projektkoordination und Redaktion: Magdalena Abraham-Diefenbach

Übersetzung: Agnieszka Grzybkowska

Lektorat der deutschsprachigen Version: Matthias Diefenbach, Benjamin Voelkel

Lektorat der polnischsprachigen Version: Anita Pawłowska-Kościełniak

Satz und Layout: Christian Vahldiek, mediendesignbuero.de

Herausgebende Institution:

Europa-Universität Viadrina

Professur für Denkmalkunde

Große Scharrnstr. 59

15230 Frankfurt (Oder)

Paul Zalewski, Magdalena Abraham-Diefenbach (Hg.)

Marginalisiertes Kulturerbe und Perspektiven für regionale Kulturentwicklung

Schlösser, Gutshäuser und jüdische Friedhöfe im deutsch-polnischen Grenzland

Frankfurt (Oder) / Słubice 2022

Diskussionen

Im Rahmen der Konferenz „Marginalisiertes Kulturerbe und Perspektiven für regionale Kulturentwicklung. Schlösser, Gutshäuser und jüdische Friedhöfe im deutsch-polnischen Grenz-land“ fanden zwei Diskussionen statt, die online abrufbar sind.

Marginalisiertes Kulturerbe gestern und heute

7. Juli 2022

Moderation: Mateusz Hartwich

Natalia Aleksion, University of Florida

Ulrike Gawlik, Herrenhauszentrum des Ostseeraums, Universität Greifswald

Stephanie Herold, Institut für Stadt- und Regionalplanung, TU Berlin



Abschließende Diskussion

8. Juli 2022

Moderation: Paul Zalewski

Gabriela B. Christmann, Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung, Erkner

Robert Piotrowski, freier Historiker, Gorzów Wielkopolski

Marceli Tureczek, Historisches Institut, Universität in Zielona Góra

Kurt Winkler, Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte, Potsdam



Seite **Inhaltsverzeichnis**

2 Paul Zalewski, Magdalena Abraham-Diefenbach

Marginalisiertes Kulturerbe – eine Überlegungen zum Kulturkapital des (noch) nicht Integrierten

10 Gangolf Hübinger

Grenzregionen als Geschichtslandschaften

16 Marcell Tureczek

Verloren, gerettet ... Die Veränderung der Einstellung zum fremden Kulturerbe im heutigen Westpolen nach 1945

Ländliche Repräsentationsorte – Wiederaneignung und Transformation

23 Arne Franke

Gelebtes Kulturerbe. Praktische denkmalpflegerische Aneignung eines gemeinsamen Kulturerbes in Schlesien im deutsch-polnischen Grenzraum

28 Anna-Dorothea Ludewig

Das Schweizerhaus in Seelow und die Simon'schen Anlagen – ein Balanceakt zwischen regionalem Kulturerbe, lokalem Veranstaltungszentrum und internationalem Erinnerungsort

Jüdisches Kulturerbe – Zivilgesellschaftliches und institutionelles Engagement

33 Gabi Dolff-Bonekämper

Das verwaiste jüdische Erbe von Konin. Grenzgänge in anderer Leute Vergangenheitsraum

42 Anke Geißler-Grünberg

Jüdisches Leben im Oderland – Friedhöfe als Kulturerbe

47 Piotr Małochwiej

Der Friedhof in Gorzów Wielkopolski als Beispiel für ein marginalisiertes Kulturerbe

53 Tomasz Wolender

Vierzig ewig wandernde Grabsteine vom jüdischen Friedhof in Stettin.
Die schwierige Geschichte einer Rückkehr an einen Ort der Erinnerung

Archivquellen und die Landschaft als „Archiv“

58 Anna Socha

Von Gärten des Gedenkens zu Heiligtümern der Wildnis:
Die Flora ehemaliger deutscher Friedhöfe im deutsch-polnischen Grenzgebiet

63 Falko Neininger

Marginalisiertes Kulturerbe im Brandenburgischen Landeshauptarchiv

69 Autorinnen und Autoren

Paul Zalewski, Magdalena Abraham-Diefenbach Marginalisiertes Kulturerbe – Überlegungen zum Kulturkapital des (noch) nicht Integrierten

Die vorliegende Veröffentlichung ist eine Annäherung an die Relationen zwischen den lokalen Gesellschaften und dem materiellen Kulturerbe der Grenzregion. Sie entstand im Rahmen des „Mare – Pomerania – Confinium“-Projektes.¹ Lektüren, Workshops und Studienreisen durch die ländlich geprägten Gebiete beiderseits der mittleren Oder waren eine hervorragende Möglichkeit, den aktuellen Stand der Transformation der Kulturlandschaft zu studieren und nach den Potenzialen zu fragen, die das lokale Kulturerbe den künftigen Generationen bieten kann. Die deutsch-polnische Grenzregion wurde an der Europa-Universität Viadrina und am Collegium Polonicum schon immer als ein Laboratorium begriffen. Gangolf Hübinger erinnert in dem einführenden Aufsatz der vorliegenden Publikation an die von Karl Schlögel praktizierten Methoden und geprägten Begriffe. Darunter an die „Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigem“, die in der Vielfalt von räumlichen (Trans-)Formationen zu

erkennen ist. Analog dazu wurde in unserem Projekt von der Frage ausgegangen, inwieweit die materiellen Bestandteile des ethnisch-konfessionell-sozialen Palimpsests von lokalen Akteuren erkannt und neu bewertet werden. Es wurden auch Überlegungen dazu angestellt, welchen potenziellen „Nutzen“ (im Sinne der von Nietzsche geforderten „kritischen Historie“) das lokale Kulturerbe für eine diskursive Geschichtsreflexion in den beiden Zivilgesellschaften der Oderregion bietet. Könnte infolge einer Produktion von Wissen über den Raum nicht ein grenzüberschreitendes Netzwerk entstehen, dessen Bedeutung auch überregional sichtbar wird und neue Ansichten generiert? Auch wenn man am Ende des Projektes keine fertigen Antworten bieten kann, so sind wir – dank der Beteiligung vieler Akteure – um einige Reflexionen weitergekommen, was sich auch in den vorliegenden Artikeln widerspiegelt.

Die im Projekt gewählten Schwerpunkte, die auch unseren individuellen Forschungsinteressen entsprechen, umfassten Zeugnisse jüdischer Kultur² und die ländlichen Residenzen einstiger Eliten.³ Diese beiden Gruppen von Objekten existieren zwar nebeneinander in der dünn besiedelten Region, scheinen aber auf den ersten Blick sehr verschieden zu sein. Ihre dialektische Abhängigkeit und damit ihre Verwandtschaft wird jedoch deutlich, wenn man die Vergangenheit makroperspektivisch betrachtet: Sie sind durch eine fatale geschichtliche Kausalität miteinander verbunden, durch einen, wenn man so will, „mehrstufigen“ Untergang, der durch den Nationalsozialismus eingeleitet wurde. Die Radikalisierung und Polarisierung der sozialen Verhältnisse am Vorabend des Holocausts und des Kriegs führte in letzter Konsequenz zu einer düsteren Transformation, die auf Völkermord, Flucht und Zwangsmigration folgte.



1 Biecz (Beitzsch)
2022
Foto: Paul Zalewski

Die Grenzverschiebung und die autoritär durchgesetzten Sozialreformen bildeten das nächste Kapitel des Neubeginns in der Oderregion wie auch in ganz Ostmitteleuropa. Die entleerte Landschaft füllte sich über die Jahrzehnte mit anderen sozialen Zusammenhängen, Inhalten und Symbolen, größtenteils unter den Bedingungen einer ideologischen Konfrontation des Kalten Krieges.⁴ Die Bodenreform veränderte grundlegend die Sozialstruktur der Dörfer. Auf beiden Seiten wurde mit der historischen Bausubstanz, erst recht mit Schlössern, willkürlich umgegangen: In der Sowjetischen Besatzungszone sollten die meisten im Rahmen der Bodenreform (1945 – 1950) abgerissen und als Baustoff für Neubauernhäuser genutzt werden, wozu es einen Beschluss der Sowjetischen Militäradministration gab.⁵ Demgegenüber stand auf der polnischen Seite der Erlass des

1 Der Lehrstuhl für Denkmalkunde der Europa-Universität Viadrina ist Partner im deutsch-polnischen Projekt „Das Meer – Pommern – die Grenzregion als Orte des deutsch-polnischen Dialogs. Grenzübergreifendes Netzwerk zur wissenschaftlichen Kooperation und historischen Bildung über Ostsee und Odergebiet“ (2020 – 2022). Das Projekt wird vom Historischen Institut der Universität Stettin geleitet und durch die Europäische Union aus Mitteln des Europäischen Fonds für regionale Entwicklung (EFRE) kofinanziert: <http://mare.usz.edu.pl/de/>. Neben vier Studienreisen und einem Workshop fand im Juli 2022 im Rahmen des Projektes die deutsch-polnische Konferenz „Marginalisiertes Kulturerbe und Perspektiven für regionale Kulturentwicklung – Schlösser, Gutshäuser und jüdische Friedhöfe im deutsch-polnischen Grenzland“ an der Europa-

Universität Viadrina statt. Den Überblick über die Ergebnisse der Konferenz, aber auch über die Ziele und Aktivitäten des gesamten Teilprojektes der Europa-Universität Viadrina findet man unter: <https://confinium-viadrina.eu/>.

2 Reiss/Abraham-Diefenbach (Hg.) (2012).

3 Verweist man auf die Eigentums- und Besitzverhältnisse der Herrenhäuser im 20. Jahrhundert bzw. kurz vor 1945, dann ist der abstraktere Begriff „Eliten“ geeigneter als der Begriff „Adel“, da bereits im 19. Jahrhundert einige reichere – auch jüdische – Bürger zu Eigentümern von Landresidenzen wurden. Dazu: Schiller (2003).

4 Halicka (2013).

5 Es handelte sich um den SMAD-Befehl 209, siehe auch: Forbrich (2008).

Regierungspräsidiums Nr. 666 aus dem Jahr 1955. Demzufolge sollte die Räumung von Kriegsschäden beschleunigt werden, was – entgegen den wachsenden Protesten der Denkmalpfleger – die Zerstörungsdynamik zusätzlich anfechtete. Nach dieser ersten Zerstörungswelle setzte eine Phase ein, in der die verstaatlichten Herrenhäuser von Sozialeinrichtungen und staatlichen Landwirtschaftsbetrieben genutzt wurden.⁶

Die ab 1989 erfolgte Rückkehr zur Demokratie verringerte die Überlebenschancen der Schlösser und Herrenhäuser in beiden Ländern sogar noch.⁷ Die Transformationsprozesse folgten ihrer eigenen Logik, durch die die Fürsorge für das Kulturgut an Bedeutung verlor. Die jüngsten Schätzungen des Erhaltungszustands von ländlichen Residenzen auf beiden Seiten der deutsch-polnischen Grenze besagen, dass jeweils etwa ein Drittel der Objekte gesichert ist und genutzt wird. Für ein weiteres Drittel trifft das nur teilweise zu, und das letzte Drittel befindet sich in einem fortgeschrittenen Zustand des Verfalls.⁸ In seinem hier veröffentlichten Aufsatz verweist Arne Franke, der seit Jahren eine Datenbank zu Schlössern in Schlesien führt, auf das unauffällige Verschwinden dieser Gebäude. Anstatt eines kulturtouristischen Slogans „Land der Schlösser“ müsse man demzufolge bald in Schlesien vom „Land der Schlossruinen“ sprechen. Die Ursachen dieser Entwicklung sind komplex. Neben der peripheren Lage und schieren Größe der Objekte spielen hier auch demografische Entwicklungen und die Landflucht eine Rolle. All das sind Tendenzen, die in jüngster Zeit in vielen Ländern Europas und weltweit zu beobachten sind. Sie verweisen auf die Notwendigkeit einer besseren Strukturpolitik und eines nachhaltigen Tourismus im ländlichen Raum. Die Herrenhäuser haben also nur theoretisch bessere Chancen auf eine geglückte Nachnutzung. In der Praxis erweisen sich die einst verstaatlichten, heruntergekommenen und dann reprivatisierten Objekte oft als zu sperrig für individuelle Wohnzwecke. Umso mehr erfreuten uns einige idealistische Ansätze, diese Anlagen schrittweise zu retten und dem breiten Publikum zugänglich zu machen.⁹ Anna-Dorothea Ludewig analysiert in ihrer hier vorliegenden Fallstudie eine nahezu ideale Nachnutzungsform eines Landhauses im brandenburgischen Seelow, die erst nach der Wiedervereinigung voll zur Geltung kam.



2 Siedlisko (Carolath)

2022

Foto: Paul Zalewski

Mit einer besonderen symbolischen Dimension des Kulturerbes haben wir es im Falle von jüdischen Hinterlassenschaften und insbesondere Friedhöfen zu tun. In der Region der mittleren Oder im historischen Brandenburg war die Zahl der ansässigen Juden relativ begrenzt. Es gibt nur wenige größere städtische Zentren wie Frankfurt (Oder) oder Landsberg an der Warthe (Gorzów Wielkopolski), in denen bedeutende Objekte auf eine jüdische Geschichte hinweisen.¹⁰ Die jüdischen Gemeinden lagen in kleinen Städten und Dörfern zerstreut, wo heute vor allem Friedhöfe von ihrer einstigen Anwesenheit zeugen. Diese Bestattungsorte verlangen eine spezielle Behandlung und zwar aufgrund der besonderen Bedeutung die den letzten Ruhestätten im Judentum zugeschrieben wird. Darüber hinaus sind sie von Relevanz als letzte Zeugnisse einer Kultur, die im Holocaust restlos ausgelöscht werden sollte.

Der Umgang mit dem jüdischen Kulturerbe zeigt Asymmetrien: Im heutigen Brandenburg besteht – aus historischen Gründen – eine höhere Bereitschaft, die Überreste zumindest in der offiziellen Erinnerungskultur zu verankern. Auf der polnischen Seite ist das viel weniger selbstverständlich, da das jüdische Kulturerbe als eine Subkategorie der deutschen Geschichte gedeutet wird. Deshalb führen viele der im westlichen Polen verbliebenen Friedhöfe eine Schattendasein.¹¹

6 Zalewski (2015).

7 Meyer (2009).

8 Das sind grobe Schätzungen, die in der Expertengruppe „Residenzlandschaften im deutsch-polnischen Grenzgebiet“ von den deutschen und polnischen Landes- bzw. Woiwodschaftskonservatoren genannt werden, siehe: Narodowy Instytut Dziedzictwa (Hg.) (2016). Einer anderen, präziseren Schätzung zufolge, die sich nur auf den Vorkriegsbestand der einstigen Neumark bezieht, waren um 2010 ca. 23 Prozent der Schlösser und Gutshäuser komplett zerstört und 25 Prozent in einem beklagenswerten Zustand, 26 Prozent wurden bereits in der sozialistischen Zeit renoviert und 11 Prozent konnten nach der politischen Wende gerettet werden, s. Piotrowska (2014), 223 – 225.

9 Wie beispielsweise im brandenburgischen Blumberg, Felchow, Sieversdorf oder Wartin und auf der polnischen Seite in Dolsk (Dölzig) oder Brody (Pförten).

10 Abraham-Diefenbach/Stürmer (2021).

11 In den Jahren 2020 – 2021 wurde am Lehrstuhl für Denkmalkunde der Europa-Universität Viadrina ein von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) gefördertes und von Magdalena Abraham-Diefenbach geleitetes Forschungsprojekt durchgeführt, das die jüdischen Friedhöfe in Polen auf den Gebieten der ehemaligen Provinz Brandenburg dokumentierte. Die Onlinepräsentation der Ergebnisse erfolgte in der Datenbank der Universität Potsdam: <https://www.uni-potsdam.de/de/juedische-friedhoeefe-pl/index> und über eine Online-Karte https://umap.openstreetmap.de/de/map/judische-friedhoeefe-in-westpolen_15410#8/52.695/15.117. Das Projekt wurde in enger Zusammenarbeit mit lokalen und regionalen Akteuren wie dem Regionalmuseum in Międzyrzecz (Meseritz) sowie mit der Jagiellonen-Universität in Krakau und der Universität in Potsdam durchgeführt. <https://www.kuwi.europa-uni.de/de/lehrstuhl/kg/denkmalkunde/forschung/Juedische-Friedhoeefe/index.html>.

In den letzten drei Jahrzehnten wurden manche von ihnen zum Gegenstand von Aneignungsdiskursen. Die lokalen Gemeinschaften in den polnischen West- und Nordgebieten, wo es nach 1945 zu einem beinahe vollständigen Bevölkerungsaustausch kam, sehen sich dazu aufgefordert, ein Verhältnis zu diesem Erbe aufzubauen, das ihnen bislang weitgehend fremd war. Beim näheren Blick auf die schriftlichen und die nichtschriftlichen Quellen und angesichts der Reflexion von ähnlichen Debatten in Deutschland und in Europa kann die lokale multiethnische Vergangenheit nicht mehr allein auf die Geschichte einer ethnischen oder nationalen Gruppe reduziert werden. Erfreulicherweise gibt es zunehmend Initiativen und sogar Institutionen, die das Erbe der lokalen jüdischen Gemeinden als einen integralen Teil der regionalen Identität auf fassen. Als gutes Beispiel sei an dieser Stelle das Museum in Międzyrzecz genannt. Bedauerlicherweise fehlt es an einer umfassenderen Synthese der jüdischen Geschichte im Raum Brandenburg – Pommern – Schlesien – Großpolen sowie auch an einer tiefgreifenden Analyse des Umgangs mit dem hinterlassenen Erbe, die die komplexe Migrationsgeschichte der Region berücksichtigt.

In der vorliegenden Publikation stellen wir ausgewählte Orte dar als Beispiele für den aktuellen Umgang mit dem jüdischen Erbe durch institutionelle (Szczecin [Stettin], Tomasz Wolender), zivilgesellschaftliche (Gorzów Wielkopolski [Landsberg an der Warthe], Piotr Małochwiej) und wissenschaftliche Akteure (Potsdam, Anke Geißler-Grünberg). Interessant scheint der an die Methode von „mental maps“ erinnernde Zugriff von Gabi Dolff-Bonekämper. Sie beschreibt eine Rekonstruktion der jüdischen Siedlungstopografie im polnischen Konin und verweist auf die Bemühungen der jetzigen Verwaltung, die Überreste der jüdischen Vergangenheit zu sichern. Einen ungewöhnlichen Aspekt der Wahrnehmung von sich selbst überlassenen Orten präsentiert Anna Socha, die eine „wilde“ Entwicklung von Zierpflanzen auf den beinahe verschwundenen deutschen Friedhöfen im westlichen Polen thematisiert. Die scheinbar so ephemere und stumme Pflanzenwelt wird zu einem persistenten Indikator der vermeintlich restlos untergegangenen Ortsgeschichte.



3 Wiechlice (Wichelsdorf)

2022

Foto: Paul Zalewski

Drei Jahrzehnte nach dem Ende des Staatssozialismus erscheinen mehrere von uns besuchte historische Orte noch immer als ein gefährdetes, als ein „potenzielles Kulturerbe“, für dessen Rettung die vorhandenen Ressourcen nicht ausreichen. Damit soll keineswegs Kritik an den zuständigen staatlichen Institutionen des Denkmalschutzes geäußert werden. Angesichts der Herausforderung, die wertvollen Geschichtszeugnisse flächendeckend zu erhalten, sind diese Institutionen viel zu schwach aufgestellt. Man kann die quantitativ und qualitativ anspruchsvollen Aufgaben nicht allein mit gesetzlichen Regelungen des Denkmalschutzes bewerkstelligen. Viel wichtiger ist die Frage nach einer weiter gefassten Geschichtskultur und nach der Rolle, die das Kulturerbe darin spielt. Um die Ursachen für den „Schwebezustand“ vieler wertvoller Objekte adäquat zu benennen, arbeiten wir mit der Formulierung „marginalisiertes Kulturerbe“. Der von uns gewählte Begriff verbindet auf natürliche Weise die Kategorien des Raumes und der sozialen Differenz, wie der Germanist Moritz Wedell feststellt. Er schreibt: „Das

Changieren des Begriffs Marginalität zwischen Terminologizität und Bildhaftigkeit macht ihn einerseits benutzerfreundlich – man weiß immer schon etwa, was gemeint ist –, andererseits ungreifbar. Denn die Projektionen und Assoziationen, die sich mit dem Rand verbinden, entgleiten der Definition.“¹² Genau deshalb scheint eine weitere begriffliche Präzisierung erforderlich.

Marginalisierung

Der Begriff „Marginalisierung“ ist eine Anleihe aus dem sozialwissenschaftlichen Vokabular. Er beschreibt eine Verdrängung einer Gemeinschaft an den Rand von gesellschaftlichen Relevanzordnungen, was häufig im Raum manifest wird. Dabei kann die Marginalisierung in urbanen, regionalen, globalen, auch zeitlichen Dimensionen gemessen und deren Überwindung zu einem kraftvollen politischen und kulturellen Antrieb werden. Letztlich kann die Marginalisierung als charakteristisch für die Moderne gelten, in der es stets um die Dominanz von mehr oder weniger rational geprägten Ordnungen geht. Auch historisch und historiografisch gesehen scheint die Marginalisierung ein immanenter Wesenszug der gesellschaftlichen

.....
¹² Wedell (2011), 142.

Erinnerung zu sein. Die einfache Frage „Was bleibt?“ enthält zugleich eine unausgesprochene Konsequenz „... und was wird ausgelassen bzw. marginalisiert?“ Die Frage basiert also auf einem gigantischen und nicht immer sichtbaren Berg von generationsabhängigen, sozialen und politischen Implikationen. Sie verweist auf die qualitativen Differenzen der historischen Beurteilungen. Sie öffnet aber auch eine Perspektive auf einen verhandelbaren Rand- bzw. Übergangsbereich mit vielen Graustufen, die im Wandel von Generationen unterschiedlich bewertet werden können.

In der sozialräumlich begriffenen Stadtgeschichte sind derartige Marginalisierungsphänomene beispielsweise als Folge einer infrastrukturellen Degradierung und Ghettoisierung von Altstädten vor dem Zweiten Weltkrieg bekannt. In der Hochzeit der Urbanisierung des ausgehenden 19. Jahrhunderts, in der die Stadtzentren einem massiven Modernisierungsprozess unterworfen waren, wurden die verarmten Altstädte mit ihren radikal unhygienischen Zuständen als ein scheinbar unlösbares Problem wahrgenommen. Folglich wurden sie auch „isoliert“ und sogar zum Abriss freigegeben, obwohl man sich des hohen Wertes historischer Gebäude bewusst war.¹³

Derartige Spannungen, speziell in den Praktiken der frühmodernen Stadtentwicklung, erklären, weshalb der Begriff der „Marginalisierung“ bereits in den 1920er Jahren in den Sozialwissenschaften präsent war. Er war sogar prägend für die von Florian Znaniecki inspirierte Chicago School der (Stadt-)Soziologie. Es genügt, hier auf das von Richard Sennett und vielen anderen rezipierte Konzept des „marginal man“ von Robert Ezra Park zu verweisen. Er beschreibt die Idee einer hybriden und deshalb von vornherein ausgeschlossenen (marginalisierten) Persönlichkeit. Wird die damit verbundene Orientierungskrise überwunden, so verfüge der „marginal man“ über einen weitaus breiteren Horizont als die „verwurzelten“ Gesellschaftsmitglieder.¹⁴ Die Gruppen am Rand von gesellschaftlichen Relevanzordnungen wurden auch seit den 1970er Jahren zum Gegenstand der sozialgeschichtlich inspirierten Stadtforschung, was man wiederum im Kontext der postmarxistischen und schließlich postkolonialen Perspektiven erörtern muss.¹⁵ Das Interesse an der Marginalität wurde zu einem wichtigen Bestandteil der postmodernen Trendwende, in der man sich von den großen Meistererzählungen abwandte und die Pluralität reflektierte.¹⁶

Die Marginalität ist kein ontologisches Merkmal. Sie ist vielmehr eine relationale Eigenschaft, die mit der Wahrnehmung des vorgefundenen materiellen Kulturerbes durch die – in unserem Fall – Nachkriegsgenerationen zusammenhängt. Dabei ist die vorhandene oder nicht vorhandene Unmittelbarkeit im Erlebnis des materiellen Kulturerbes der erste Stolperstein bei der Produktion von Wissen über den Raum und bei differenzierten Wertzuweisungen. Während die Bewohner der ländlich geprägten Grenzregion über eine unmittelbare Alltagserfahrung im Umgang mit dem vorgefundenen Kulturerbe verfügen, so sind die Bewohner von weiter entfernten Metropolen im besten Fall, je nach Bildungsstand, nur auf rudimentäre Vorstellungen in ihren imaginären Geografien angewiesen.¹⁷ Somit entstehen „Phantomgrenzen“ in der Deutung der Räume, die unsere Sozialisation prägen. Damit kommen wir in die Nähe der Diskurse über das Verhältnis von Zentren und Peripherien, die bekanntermaßen im postkolonialen Zeitalter lautstark geführt wurden. Der türkischstämmige Literaturwissenschaftler Ersin Münüklü verweist in diesem Zusammenhang auf verschiedene Stimmen, die Marginalität als eine externe Perspektive begreifen, die ein wichtiger Aspekt im interkulturellen Verstehensprozess sei. „Die Position am Rand ist zwar gewiss oftmals mit negativen Konnotationen verbunden, sie vermag aber durchaus Gegenteiliges zu schaffen. Es ist also lohnend, sich dem Marginalen fortan als einer Positiv-Vokabel zu widmen“, plädiert der Autor.¹⁸



4 Einer der beiden erhaltenen Grabsteine auf dem jüdischen Friedhof in Lipiany (Lippehne, Woiwodschaft Westpommern) mit einem daneben aufgestellten Papierschild mit der Aufschrift „Internationaler Holocaust-Gedenktag. 75. Jahrestag der Befreiung des Lagers Auschwitz“. Foto: Peggy Lohse, Juni 2021.

13 Dazu u. a.: Zalewski (2016); Zalewski (2007).

14 Park (1928).

15 Waldmann (1974). Zu den methodisch wichtigsten Studien gehört auch die von Geremek (1976).

16 Silvermann (1999).

17 Die Erforschung der Vorstellungen vom Raum startete noch in den 1960er Jahren vor allem mit folgendem Werk: Lynch (1960).

18 Münüklü (2022), 5 – 8, 13 – 14.

Marginalisiertes Kulturerbe im westlichen Polen

Vom Standpunkt der Denkmalpflege aus gesehen, erscheint es durchaus erstrebenswert, auf die Deutung der marginalisierten Sachzeugnisse zu schauen, auch zu fragen ob, inwieweit und in welcher Form sie zur Stärkung der brüchigen Identität der Grenzregion beitragen. Das gilt ganz besonders für die polnische Seite, der die Rolle zukam, ein zunächst „fremdes Erbe“ zu „domestizieren“.



5 Fragment eines Grabsteins mit sichtbarem hebräischem Text auf dem jüdischen Friedhof in Ośno Lubuskie (Drossen, Woiwodschaft Lebus) mit einer daneben stehenden ausgebrannten Kerze.

Foto: Peggy Lohse, Juni 2021.

Um die Bedeutung und die Permanenz der baulich-räumlichen Umwelt zu betonen, muss darauf aufmerksam gemacht werden, was Albert Knoepfli vor Jahrzehnten als „Sondermission Architektur“ bezeichnete. Der Schweizer Denkmalpfleger verwies auf die Tatsache, dass die Architektur, bzw. breiter gesagt die gestaltete Umwelt, die einzige Kulturtechnik sei, die unausweichlich und daher von eminenter Bedeutung sei.¹⁹ Man kann beispielsweise eine Buchlektüre ablehnen, das Theater und Kino meiden, aber man kann sich nicht der gestalteten Umwelt entziehen. Somit schafft sie einen Rahmen, in dem wir sozialisiert werden, so dass dadurch auch Gebäude und Dinge als Träger der Erinnerung, als Garanten der kollektiven oder individuellen Selbstvergewisserung gebraucht werden (können). Aber welche Selbstvergewisserung konnten die ersten polnischen Siedler in einer Umgebung finden, die fremd war? Im deutsch-polnischen Grenzgebiet finden wir bis heute mehrere Objekte und ganze Objektgruppen, die nicht allein wegen ihrer peripheren geografischen Lage marginalisiert wurden und teilweise

noch werden. Im Wesentlichen haben wir es hier mit einer Subkategorie von „dissonant heritage“ zu tun.²⁰ Genauer genommen handelt es sich hierbei oft um Objekte, die mit den Wirklichkeitskonstruktionen der heutigen Mehrheit nicht kompatibel sind. Die Besonderheit liegt dabei nicht etwa in konkurrierenden Erzählungen, sondern im Fehlen einer kulturgeschichtlichen Verankerung überhaupt. Prinzipiell werden den betroffenen Objekten ihre gestalterischen Werte nicht gänzlich abgesprochen, und dennoch fehlt eine sinnstiftende Motivation, sie vor dem Verfall zu retten.

Die Ursachen dafür sind historisch gewachsen. Die Symbiose, welche die verschiedenen sozialen Gruppen mit der komplett neuen Landschaft eingingen, geschah unfreiwillig, und sie war bis zur politischen Wende vor dreißig Jahren von zahlreichen Unsicherheiten geprägt. Einerseits bestand hier eine klare Dissonanz zwischen dem „fremden“ Eigentum und dessen Urheberschaft. Andererseits war der „neue Besitz“ auch in der politischen Makroskala nicht hinreichend durch die Anerkennung der Grenze abgesichert und bis in die 1970er Jahre in der Bundesrepublik regulär in Frage gestellt. Die psychosoziale Voraussetzung für die Existenz der neu konstituierten Gesellschaft unter diesen Bedingungen war wohl Ausbleiben der Reflexion über die Entstehungsumstände der vorgefundenen Umwelt. Was macht eine von Tabus geprägte Nutzung älterer Häuser und Dinge mit der sekundären Nutzer-community? Was bedeutet es, wenn eine Erinnerung an die ursprünglichen Nutzer schlicht nicht abrufbar ist (und vielleicht auch nicht erwünscht)? Es stellen sich hierbei mehrere Fragen an die materialbezogene, ethnografische Kulturtheorie. Jüngst widmete Karolina Kuszyk ihr essayistisches Buch „Poniemieckie“ (Ehemals deutsch) genau diesem Aspekt: den psychosozialen Konsequenzen des Umstands, dass sich die zugewanderte polnische Bevölkerung vollständig mit Dingen zu arrangieren hatte, die zuvor dem „Feind“ gehört hatten.²¹ Kuszyk verweist auf eine Menge von Marginalisierungsphänomenen, die in der sozialistischen Zeit üblich waren, z. B. eine Abkoppelung der Praxisrelevanz eines Gegenstands (beispielsweise eines Tellers) von dessen symbolischer Bezeichnung oder Konnotation (kleines Hakenkreuz auf der Unterseite des Tellers). Die polnische, sekundäre Nutzergemeinschaft bediente sich über Jahrzehnte derartiger, symbolisch ambivalenter Dinge mit einer ausgeprägten Indifferenz. Derartige Erscheinungen erklären das, was über Jahrzehnte charakteristisch war und teilweise noch ist und was Marcelli Tureczek in einer seiner jüngeren Buchveröffentlichungen als „Przeszłość bez historii“ (Vergangenheit ohne Geschichte) bezeichnet hat.²² In dem hier vorliegenden Beitrag verweist Tureczek auf die Rolle der polnischen Denkmalpfleger, die unter schwierigen personellen aber auch politischen Umständen versucht haben, ihre Mission zu erfüllen.

19 Knoepfli (1975).

20 Ashworth/Tunbridge (1995).

21 Kuszyk (2019). Im Oktober 2022 erscheint die deutsche Übersetzung des Buches unter dem Titel „In den Häusern der anderen. Spuren deutscher Vergangenheit in Westpolen“.

22 Tureczek (2021).

Wenn man diese Alltagspraktiken in die Raumtheorie von Lefebvre²³ übersetzt, dann muss man nur auf die drei Komponenten verweisen, die für die Formung des Sozialraums konstitutiv sind: die Produktion einer materiellen Basis, die Produktion von Wissen und die Produktion von Bedeutung. Der Ausfall von Raumwissen und hinreichender Bedeutungszuweisung führt automatisch zur Marginalisierung des materiellen Kulturerbes, und zwar insbesondere dann, wenn diesem auch keine alltagspraktische Bedeutung zugewiesen werden kann (z. B. im Fall von jüdischen Friedhöfen).

Fazit

Trotz der Bestrebung, die für uns relevanten Erbstücke aus dem Schatten der Marginalisierung herauszuholen, verdient ihr aktueller, „liminaler“ Zustand ein besonderes Augenmerk. Die eigenartige und poetische Wirkung von Ruinen fügt sich in eine lange Tradition ein. In jene Tradition, die seit der frühen Neuzeit die Vergegenwärtigung der Vergangenheit in den Ruinenlandschaften mal rational-wissenschaftlich und mal künstlerisch hervorbrachte. Ähnlich wie im Rom des 18. Jahrhunderts können die aus der Zeit gefallen „antiken“ Bauten als Gegenstände der Erkenntnis genutzt werden. Die Marginalität, die Fragmentierung und eine Realitätsdistanz erzeugen ein Momentum, das Fragen nach dem Ursprünglichen, Früheren aufwirft, wodurch der Eindruck der Vergänglichkeit und Zerbrechlichkeit auf die Betrachter zurückgespiegelt wird. In einer längst modern umstrukturierten Umwelt erscheinen die von uns angesprochenen Objekte als eine nicht nachwachsende lokale Besonderheit. Sie trotz jeglichen gegenwärtigen Homogenitätsvorstellungen und bereichert dadurch die spürbar veränderte Kulturlandschaft. Die mittlerweile für die touristischen Nutzungen wiedergewonnenen Schlösser zeigen, dass es manchmal möglich ist, das Rennen gegen den Verfall zu gewinnen. Dass man hier am Ende mit einem Erzeugnis der „heritage industry“ zu tun hat, ist ein Thema für eine andere Diskussion. Diese insgesamt wenigen gesicherten Anlagen dürfen allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass die heutigen Strukturschwächen der Grenzregion und die Knappheit der Mittel für die sperrigen Kulturdenkmale weiterhin ein reales Problem darstellen.

Was in dieser Situation aus der universitären Perspektive für wichtig erachtet wird, ist ein diskursiver Austausch über die sinnstiftenden Momente der Regionalgeschichte. In Zeiten in denen Wissenstransfer immer bedeutender wird, erscheint die mittlerweile in die Jahre gekommene Anregung des schwedischen Historikers Sven Lindqvist noch immer aktuell. Lindqvist regte vor über dreißig Jahren – sehr erfolgreich und ganz im Sinne der „Breitenkultur“ – eine Beschäftigung mit lokaler Geschichte an. Inzwischen verwandelte sich der Ansatz in eine akademisch institutionalisierte „Public History“. In Deutschland ist er mitunter durch das an der Europa-Universität Viadrina ansässige „Institut für angewandte Geschichte“ geprägt worden. Eine intensive Miteinbeziehung von Zeitzeugen in der „Public History“ lenkt die Aufmerksamkeit nahezu automatisch auf die jüngeren Zeitschichten. Kultursoziologisch ist das insofern interessant, als man hierbei die Aneignungsprozesse, die stattgefunden haben oder die eben ausgeblieben sind, auf der Basis von qualitativen Erhebungen besser nachvollziehen kann.



6 Auf dem hügeligen jüdischen Friedhof in Skwierzyzna (Schwerin an der Warthe) sind etwa 700 Grabsteine erhalten geblieben.

Foto: Michał Piasek, September 2021.

Die Weitergabe des gewonnenen Wissens erfordert im Idealfall ausgeprägte digitale Kompetenzen, die einen niedrighschwelligen und multimedialen Zugriff garantieren. Das sind alles Aufgaben und Techniken, die für die Beschäftigung mit dem regionalen Kulturerbe weiterhin wichtig sein werden. Auch wenn der physische Zustand vieler sperriger, marginalisierter Objekte nicht auf Anheb zu verbessern ist, so können zumindest die zivilgesellschaftlichen Akteure viele andere Ziele erreichen. Beispielsweise indem sie am „Raumwissen“ arbeiten und dies idealerweise kollaborativ und im Rahmen von Citizen-Science-Projekten tun, auch wenn die Sprachbarriere mehr Aufwand erfordert. Die grenzüberschreitende Arbeit am „gemeinsamen Kulturerbe“, so wie sie bereits an mehreren Orten in Westpolen praktiziert wird, schafft eine Basis für die Entstehung von Vertrauen und damit von sozialem Kapital. Sie fördert soziale Verflechtungen und trägt dazu bei, was man im politikwissenschaftlichen Jargon als „horizontale Europäisierung“ bezeichnet. Insofern lohnt sich die ganze Sisyphos-Arbeit spätestens auf einer immateriellen Ebene, auch wenn sie aus der Perspektive von Berlin oder Warschau nicht wahrnehmbar ist. Zumindest indirekt stiftet sie Resilienz gegen populistische Regierungsstile, die nichts Gutes für die Grenzregion zu bieten haben.

23 Lefebvre (1974).

25 Lindqvist (1989).

24 Wie zum Beispiel auf der polnischen Seite: Mierzecin (Merenthin), Wichlice (Wichelsdorf), Wiejce (Weitze) und auf der brandenburgischen Seite: Boitzenburg, Kröchlendorff oder Neuhardenberg.

26 Tomann u.a. (2011).

27 Zalewski (2017), 59 – 72.

28 Büttner/Mau (2010), 274 – 318.

Bibliographie

- Abraham-Diefenbach, Magdalena/Stürmer, Rhena: Juden an der mittleren Oder. Transfer und Verflechtung im deutsch-polnischen Grenzland vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert. Forschungsstand, Quellenlage und angewandte Projekte. In: *Studia Zachodnie* 22/2021, Zielona Góra, 49 – 75. DOI: 10.34768/hsapz346.
- Ashworth, Gregory J./Tunbridge, John E.: *Dissonant Heritage: The Management of the Past as a Resource in Conflict*. Chichester-New York 1995.
- Büttner, Sebastian/Mau, Steffen: Horizontale Europäisierung und Europäische Integration. In: *Gesellschaftstheorie und Europapolitik. Sozialwissenschaftliche Ansätze zur Europaforschung*. Hg. v. Monika Eigmüller und Steffen Mau. Wiesbaden 2010, 274 – 318.
- Datenbank: Jüdische Friedhöfe in Polen auf den Gebieten der ehemaligen Provinz Brandenburg. URL: <https://www.uni-potsdam.de/de/juedische-friedhoefe-pl/index> (6.10.2022).
- Forbrich, Herle: *Herrenhäuser ohne Herren. Ostelbische Geschichtsorte im 20. Jahrhundert*. München 2008, 74 – 79.
- Geremek, Bronisław: *Les marginaux parisiens aux XIVe et XVe siècles*. Paris 1976.
- Hahn, Hans Peter: *Materielle Kultur: Eine Einführung (Ethnologische Paperbacks)*. Berlin 2005.
- Halicka, Beata: *Polens Wilder Westen. Erzwungene Migration und die kulturelle Aneignung des Oterraums 1945 – 1948*. Paderborn 2013.
- Kuszyk, Karolina: *In den Häusern der anderen. Spuren deutscher Vergangenheit in Westpolen*. Berlin 2022.
- Kuszyk, Karolina: *Poniemieckie [Ehemals deutsch]*. Wołowiec 2019.
- Knoepfli, Albert: *Altstadt und Denkmalpflege. Ein Mahn- und Notizbuch*. Sigmaringen 1975.
- Konferenz: *Marginalisiertes Kulturerbe und Perspektiven für regionale Kulturentwicklung – Schlösser, Gutshäuser und jüdische Friedhöfe im deutsch-polnischen Grenzland*. URL: <https://confinium-viadrina.eu/> (06.10.2022).
- Lefebvre, Henri: *La production de l'espace*. 1974.
- Lindqvist, Sven: *Grabe wo du stehst. Handbuch zur Erforschung der eigenen Geschichte*. Bonn 1989.
- Lynch, Kevin: *The Image of the City*. Cambridge 1960.
- Meyer, Nils: *Leerräume. Der Umgang mit Denkmälern als Sinnstiftungsprozess am Beispiel der Schlösser und Herrensitze in Brandenburg*. Berlin 2009.
- Münüklü, Ersin: *Die Poetik des Marginalen*. Bielefeld 2022.
- Narodowy Instytut Dziedzictwa (Hg.): *Zabytkowe rezydencje w krajobrazie przygranicznych regionów Polski i Niemiec [Schlösserlandschaften in der deutsch-polnischen Grenzregion]*. Ausstellungskatalog. Warszawa 2016.
- Online-Karte: *Jüdische Friedhöfe in Polen in den Gebieten der ehemaligen Provinz Brandenburg*. URL: https://umap.openstreetmap.de/de/map/judische-friedhofe-in-westpolen_15410#8/52.695/15.117 (06.10.2022).
- Park, Robert Ezra: *Human Migration and the Marginal Man*. In: *American Journal of Sociology*, 33. 1928, 881 – 893, s. auch: <https://www.journals.uchicago.edu/doi/abs/10.1086/214592> (12.10.2022).
- Piotrowska, Dominika: *Prozesse der Aneignung „fremden“ Kulturerbes nach 1945, gezeigt am Beispiel der neuzeitlichen Residenzarchitektur in der Neumark*. In: *Kulturerbe und Aneignungsprozesse in deutsch-polnischen Kontakträumen. Motivationen, Realitäten, Träume*. Hg. v. Paul Zalewski und Joanna Drejer. Warszawa 2014, 223 – 225.
- Projekt: *Das Meer – Pommern – die Grenzregion als Orte des deutsch-polnischen Dialogs. Grenzübergreifendes Netzwerk zur wissenschaftlichen Kooperation und historischen Bildung über Ostsee und Odergebiet (2020 – 2022)*. URL: <http://mare.usz.edu.pl/de/> (06.10.2022).
- Projekt: *Juden im historischen Ostbrandenburg. Eine Online-Dokumentation der jüdischen Friedhöfe*. URL: <https://www.kuwi.europa-uni.de/de/lehrstuhl/kg/denkmalkunde/forschung/Juedische-Friedhoefe/index.html> (06.10.2022).
- Reiss, Eckard/Abraham-Diefenbach, Magdalena (Hg.): *Makom tov – der gute Ort. Jüdischer Friedhof Frankfurt (Oder)/Ślubice*. Berlin 2012.
- Silvermann, Max: *Facing Postmodernity. Contemporary French thought on culture and society*. Oxon 1999.
- Schiller, René: *Vom Rittergut zum Großgrundbesitz. Ökonomische und soziale Transformationsprozesse der ländlichen Eliten in Brandenburg im 19. Jahrhundert*. Berlin 2003.

- Tomann, Juliane/NieBer, Jaqueline/Littke, Anna/Ackermann, Jakob/Ackermann, Felix: Diskussion Angewandte Geschichte: Ein neuer Ansatz?, Version: 1.0. In: Docupedia-Zeitgeschichte. 2011. http://docupedia.de/zg/ackermann_littke_diskussion_angewandte_geschichte_v1_de_2011; DOI: <http://dx.doi.org/10.14765/zf.dok.2.310.v1>.
- Tureczek, Marcei: Pogranicze. Przeszłość bez historii [Vergangenheit ohne Geschichte]. Gorzów Wielkopolski 2021.
- Waldmann, Peter: Der Begriff der Marginalität in der neueren Soziologie. Civitas. Jahrbuch für Sozialwissenschaften 13/1974, 127 - 148.
- Wedell, Moritz: Bilanz - Anmerkungen zum Begriff der Marginalität. In: Das Mittelalter 16/ 2011, 142-159.
- Zalewski, Paul: Altstadtsanierungen in Deutschland und in Europa bis zum Zweiten Weltkrieg. Eine Erinnerung an Motive und Methoden. In: Journal of Comparative Cultural Studies in Architecture. 1/2007, 28 - 36.
- Zalewski, Paul: Bridging social capital. Der Denkmalschutz im Schatten der neoliberalen Transformation und die Bedeutung von Kulturerbe-Initiativen im westlichen Polen. In: Kulturerbe verpflichtet. Zehn Jahre Deutsch-Polnische Stiftung Kulturpflege und Denkmalschutz (2007 - 2017). Hg. v. Guido Hinterkeuser, Klaus-Henning von Krosigk und Peter Schabe. Berlin 2017, 59 - 72.
- Zalewski, Paul: Der Umgang mit „deutschem“ Kulturgut in ländlichen Regionen Westpolens (1945 - 1962) im Kontext von Gesellschaft und Politik. In: Geteilt - Vereint! Denkmalpflege in Mitteleuropa zur Zeit des Eisernen Vorhangs und heute. Hg. v. Ursula Schädler-Saub und Angela Weyer, Icomos. Hefte des Deutschen Nationalkomitees LIX zugleich Schriften des Hornemann Instituts, Bd. 16. Petersberg 2015, 159 - 166.
- Zalewski, Paul: Kriminologie, Biologismus, Stadtsanierung. Hannovers Altstadt 1932 - 39. In: Produkt Altstadt. Historische Stadtzentren in Städtebau und Denkmalpflege. Hg. v. Carmen M. Enss und Gerhard Vinken. Bielefeld 2016, 107 - 121.

Gangolf Hübinger Grenzregionen als Geschichtslandschaften

Geschichtslandschaften sind wie Bücher. Sie können offen vor uns liegen und den ganzen Reichtum der uns umgebenden Kultur entfalten. Oder sie verschwinden in der Versenkung, unentziffert und als marginalisiertes Kulturerbe. Grenzregionen sind Geschichtslandschaften der besonderen Art. Sie bergen durch politische Grenzziehungen und Grenzverschiebungen ein höheres Konfliktpotential. Markant wird es, wenn Flüsse die Grenzregionen beherrschen und die Geschichtslandschaft im Takt der Jahrhunderte, der Jahrzehnte, oder manchmal nur weniger Jahre neu gestalten.

Der Altmeister der französischen Schule der Annales-Historiographie, Lucien Febvre, hat das in seinem Standardwerk „Der Rhein“ eindringlich vorgeführt. Febvres Buch warnt die Historiker, den Rhein und die Rheinlandschaften als „Beute“ deutscher oder französischer Meistererzählungen im Nationalitätenkampf zu betrachten: „Aus einer weitgehend menschlichen Geschichte von intellektuellen, religiösen oder künstlerischen Kontakten, von Austausch und Transfer (ganz zu schweigen von wirtschaftlichen Aspekten) wird auf diese Weise erneut – oft unbewußt – eine unmenschliche Geschichte voller Mord und Krieg.“¹

Machen wir die Probe und ersetzen in Febvres Geschichtsschreibung „Rhein“ durch „Oder“. Das geht erstaunlich gut auf. Wir finden auch an der Oder das gesamte Spektrum an Verflechtungen durch Austausch und Transfer. Aber ebenso die Entflechtungen durch nationale Konflikte und hartnäckige Stereotypen. Die Oder hat inzwischen wie der Rhein ihre sensiblen Biographinnen und Biographen gefunden. Als innereuropäische Grenzregion ist die Oder geradezu zu einem Paradigma für Austausch, Transfer und für eine „Integration von unten“ geworden,² aber auch für das, was die Forschung „Phantomgrenzen“ nennt, - Grenzen, die in den Köpfen von Menschen auf lange Zeit überdauern und verhaltensorientierend wirken, auch wenn sie geographisch längst verschwunden sind.³

Das übergreifende Thema „Marginalisiertes Kulturerbe“ ruft mir eines meiner anregendsten Seminare an der Europa-Universität Viadrina wieder in Erinnerung. Das war im Sommer 2006 ein Exkursionsseminar zu pommerschen Gutshäusern mit dem Thema „Lebensformen des Adels“, gemeinsam mit der Otto-von-Bismarck-Stiftung Friedrichsruh. Der Ausgangspunkt war das ehemalige Bismarck-Gut in Külz, 2006 die „Europäische Akademie Kulice“. An solchen ehemaligen Gutshäusern wie Külz/Kulice läßt sich nebenbei die typische Transformation von einem ursprünglichen Wirtschaftszentrum zu einem regionalen Kultur- und Bildungszentrum verfolgen. Zu den Höhepunkten der Exkursion zählte der Besuch von Schloß Trieglaff (Trzygłów), dem pommerschen Gut der Familie von Thadden. Der Göttinger Historiker Rudolf von Thadden (1932-2015) hat 2010 die Geschichte von Trieglaff als die Geschichte eines deutsch-polnischen lieu de mémoire geschrieben: als Gründungsort einer religiösen Erweckungsbewegung im 19. Jahrhundert, als Sitz einflußreicher preußischer Politiker, als Ort des Widerstandes gegen die Nationalsozialisten, und zu Beginn des 21. Jahrhunderts als ein florierendes Agrarunternehmen. Von Thaddens Buch schließt mit der These, an Trieglaff lasse sich exemplarisch die deutsch-polnische Versöhnung begreifen, im Bewußtsein, „daß versöhnte Völker auch versöhnte Erinnerungswelten haben wollen.“⁴ Geschichtslandschaften als „versöhnte Erinnerungswelten“? Sobald Grenzen eine Rolle spielen, ist Trieglaff nicht die Regel. Geschichtslandschaften bergen oft aktuell umkämpfte oder latent konfliktrüchtige Erinnerungswelten. Am Beispiel von realen und symbolischen Denkmalstürzen, von Dorftraditionen im Wechsel ihrer Herrensitze und Administrationen, von Totengedenken im Spiegel ihrer Friedhöfe und Lapidarien lassen sich die Zeitschichten einer Geschichtslandschaft im Kleinen so abtragen, wie die archäologischen Schichten Trojas im universalgeschichtlichen Großformat.

1 Febvre (2006), 12.

3 Hirschhausen (2015-2017).

2 Vgl. Kinder/ Roos (2013); Musekamp (2013); übergreifend Maus/Petermann (2019); Hackmann (2018).

4 Thadden (2010), 265.

Das Exposé zu dieser Tagung formuliert die Aufgabe theoretisch anspruchsvoll, nämlich „die diskursive Geschichtsreflexion in den beiden Zivilgesellschaften der Oderregion zu fördern.“ Ich möchte drei Aspekte dieser diskursiven Geschichtsreflexion hier kurz ansprechen, die mir sowohl kulturtheoretisch als auch für die Arbeit einer „Angewandten Geschichte“ besonders wichtig erscheinen: Erstens, das Verhältnis von Raum und Zeit, das, was Karl Schlögel so ambitioniert „Im Raume lesen wir die Zeit“ nennt, mit der Betonung auf „Raum“. Zweitens, die historisch-politischen Transformationen von Grenzregionen, das, was Reinhart Koselleck „Umschreibeprozesse“ von Geschichte nennt. Hier liegt die Betonung auf „Zeit“. Drittens ist der Antagonismus von „Erinnern und Vergessen“ zu betrachten, der in der Einsicht begründet liegt, daß jede Generation ihre Geschichte unter ihren eigenen Problemstellungen um- oder neuschreibt.

Im Raum die Zeit lesen

Geschichtslandschaften erschließen wir, indem wir in konkreten Räumen, vom kleinen märkischen Herrenhaus bis zu großen grenzüberschreitenden Flüssen das Wirken der Zeit aufspüren. Karl Schlögels Formel „im Raume lesen wir die Zeit“⁵ hat Karriere gemacht. Entlehnt hat er sie von Friedrich Ratzel (1844-1904), meint aber gegenüber dem evolutions- und rassen-theoretisch orientierten politischen Geographen Ratzel etwas anderes. Schlögel will für die Geschichtsschreibung das Verhältnis von Zeit und Raum in vieler Hinsicht umkehren.⁶ Den Historikern wirft er lineare Zeitbesessenheit und phänomenologische Raumvergessenheit vor, da sie stets von „Zeitenwenden“ und nie von „Raumrevolutionen“ sprechen würden. Dabei seien die gewaltigen Veränderungen Europas in der Folge von 1989 und 1991 nicht weniger in ihrer räumlichen Dimension zu erkunden. Denn „Grenzziehung ist eine der gravierendsten Raumerfahrungen“.⁷ Schlögels eigenes Forschungsfeld zur „Dechiffrierung eines vielfach überschriebenen Palimpsestes“ sind Städte, zuerst Moskau, dann Kiew. Immer geht es um ein „Vetorecht und ein Privileg des Ortes“,⁸ um dort die sprichwörtliche Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigem in all ihrem Formenreichtum abzulesen und nicht mithilfe idealtypischer Begriffskonstruktionen in abstrakt-lineare Entwicklungszusammenhänge zu pressen. Was hier für Städte gesagt wurde, ließe sich in gleicher Weise auch an Schlössern, Gutsherrschaften und jüdischen Friedhöfen erproben.

Viadrina und Collegium Polonicum können als ein Laboratorium für diesen Zugriff auf die Geschichte angesehen werden. Hier entstehen regelmäßig inspirierende Bücher zu Geschichtslandschaften als grenzbestimmte Raum-Zeit-Erkundungen. Ich nenne nur zwei. In politischer Perspektive den Band „Die vergessene Grenze. Eine deutsch-polnische Spurensuche von Oberschlesien bis zur Ostsee“, den Dagmara Jajeśniak-Quast und der Oder-Biograph Uwe Rada herausgegeben haben.⁹ Der Band ist 2018 zum hundertsten Jahrestag der polnischen Unabhängigkeit nach dem Ersten Weltkrieg erschienen und betont die Bedeutung der Friedensordnung von „Versailles“ für Nationalkonflikte und fließende Identitäten, politische Kämpfe und alltägliche Pragmatik, geschlossene Grenzen und gebaute Brücken.

Mich bestätigt das Buch in meiner Annahme, daß die Neuordnung Europas durch die Pariser Friedensverträge von 1919, mit ihren Grenzziehungen und Phantomgrenzen, den neu geschaffenen Nationalstaaten und den latent überdauernden imperialen Großräumen, entscheidender geprägt worden ist als durch die „Zeitenwende“ von 1989. Noch der russisch-ukrainische Krieg müßte stärker in diese längerfristige Perspektive gerückt werden, aber das ist eine andere historische Baustelle. Ich bleibe bei der Oder und einem methodisch sehr reflektierten Zugriff auf die Oderregion und speziell das Lebusener Land als Geschichtslandschaft. Besonders beliebt, um Städte und Regionen als Geschichtslandschaften zu lesen, ist die literarische Metapher des „Palimpsests“. In ihrem Band „An der mittleren Oder. Eine Kulturlandschaft im deutsch-polnischen Grenzraum“ erörtert Marta Bąkiewicz die Erkenntnischancen der Palimpsestmetapher. Sie versteht Palimpseste als Bedeutungsketten, wel-

5 Schlögel (2003). Grundlegend aus der älteren Forschung Faber (1978).

7 Ebd., 21, 27.

8 Ebd., 26, 33.

6 Schlögel (2015).

9 Jajeśniak-Quast/Rada (2018).

che die Oberfläche eines regionalen Raumes in ein „Kulturgedächtnis“ umwandeln und als interaktiven und transnationalen Prozeß jenseits ideologischer Verkürzungen und denkmalstürzender „Siegerbilder“. Gefordert ist eine tripolare Lesestrategie, ein „Triolog“ zwischen dem materiellen Erbe wie Friedhöfen oder Schlössern, dem literarischen Erbe von Familienerinnerungen bis zur Belletristik und drittens den aktiven Umgestaltungen, Umschreibungen und Überschreibungen durch die jeweiligen Generationen und ihre lebensweltlichen Interessen.¹⁰

Nehmen wir als Beispiel für die Entzifferung solcher Bedeutungsketten die „Friedensglocke“ in Frankfurt (Oder). Momentan nehmen wir die markant an der Oder plazierte Friedensglocke in ihrem strengen Edelstahlrahmen deshalb wahr, weil sie seit Ende Februar 2022 jeden Freitag ertönt und angesichts des russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine zum Frieden mahnt. Das ist eine vollständige Überschreibung ihrer ursprünglichen Bedeutung, zu der wir keine Hinweise mehr finden. Die mächtige Glocke ist sozusagen im jetzigen Raum unlesbar geworden. Denn 1952, als sie von der Ost-CDU gestiftet wurde, symbolisierte sie die „pax sovietica“. Die Plakate zu ihrer Berliner Einweihung feierten sie als eine Kampflocke gegen die „Freiheitsglocke“ im Schöneberger Rathaus von Westberlin. Sie läute gegen die „Westberliner Glocke des Krieges und der Feindschaft“. Als Standort wurde Frankfurt an der Oder gewählt, weil hier in Umsetzung des Görlitzer Vertrages im Januar 1951 der Staatsakt zur verbindlichen „Markierung der Staatsgrenze zwischen Deutschland und Polen“ stattgefunden hatte. Hier stand sie dann, gute hundert Meter flußaufwärts von der heutigen Stelle entfernt in einem massiven Glockenhaus aus Stein und verordnete die Völkerfreundschaft zu Polen. Geschichtslandschaften als Grenzlandschaften müssen in ihrer politischen Ikonographie gelesen werden. Im Fall der Friedensglocke ist es die Herrschaftssymbolik, mit der sich die junge DDR als Grenzregime präsentierte, rhetorische Feindschaft gen Westen, Freundschaft nach Osten. Der Tafeltext ist in diesem Sinne strikt in der Semantik der pax sovietica zu lesen: „Der Frieden besiegt den Krieg. Aus Anlaß der Unterzeichnung des Vertrages über die Oder-Neiße-Friedensgrenze überreichte am 27. Januar 1953 der Präsident des deutschen Friedensrates Prof. Dr. Walter Friedrich diese Friedensglocke. Sie ist ein Symbol des Friedens und der Freundschaft zwischen dem polnischen und dem deutschen Volk.“¹¹



Die „Friedensglocke“ in Frankfurt (Oder), Postkarte von 1955. Privatarchiv Gangolf Hübing.

Die Glocke ist geschichtslandschaftlich ein Palimpsest. Entkontextualisiert, wie sie heute versetzt dasteht, entschlüsselt sich die ursprüngliche Bedeutungsschicht nur noch dem geschulten Zeithistoriker. Es gehört zur List der Geschichte, die Glocke in der heutigen Umwidmung des Kulturerbes nunmehr als Symbol für den freundschaftlichen europäischen Dialog zwischen Deutschen und Polen zu nutzen. In dieser Bedeutung untermalt sie die Absicht Brandenburgs, in der Landesverfassung die deutsch-polnische Freundschaft als Staatsziel stärker zu verankern.

Grenzregionen und historische Transformationen

Wer sich mit Geschichtslandschaften beschäftigt, muß immer auch ein Experte oder eine Expertin für Transformationen sein. „Transformation“ ist zu einer wissenschaftlichen Leitkategorie avanciert. Chancen und Verluste der „Deutschen Einheit“ etwa sollen im Rahmen der „europäischen Transformationen“ nach 1989 neu vermessen werden.¹² Ich verstehe hier den Begriff im Sinne des Umbaus einer ökonomischen, politischen oder kulturellen Ordnung, eines auf Ziele ausgerichteten Umbaus, den Historiker sowohl in struktureller, in akteurszentrierter wie in erfahrungsgeschichtlicher Perspektive zu untersuchen haben.

10 Bąkiewicz (2016), 24, 30.

12 Bundesministerium des Innern (2021).

11 Ausführlich Hübing (2013).

Einen Testfall bietet unsere eigene Grenzregion, die „Wojewodschaft Lebus Land“ oder die „Neumark“ mit Frankfurt (Oder) und Stubice. Beata Halicka spricht in ihrer Viadrina-Habilitationsschrift von Polens wildem Westen und vertritt die These, diese Region als Geschichtslandschaft zu lesen sei „eine harte Nuss“. „Aufgrund mangelnder bedeutender kultureller Anknüpfungspunkte“ fehle es an Identifizierungsangeboten für die Bewohner, folglich würden zu wenig Heimatgefühle erzeugt. Untersucht hat Halicka die Transformationsschübe vom Bistum Lebus im Mittelalter an über die andauernden Herrschaftswchsel und Grenzkonflikte bis weit in die Neuzeit hinein. Fontane-Leser und Leserinnen wissen, welche Weichen das 19. Jahrhundert, das Zeitalter des Nationalismus, gestellt hat. Mit feiner Ironie ließ Fontane in seinen märkischen Romanen die konkurrierenden Ursprungsmythen der Mark – germanisch oder slawisch – aufleben und speiste sie literarisch in das Geschichtsbewußtsein seiner Epoche ein.¹³ Nach dem Zweiten Weltkrieg konkretisierten sich die ethnisch-nationalen Konflikte durch die geschichtspolitisch aufgeladenen Narrative um die „verlorenen Gebiete“ auf deutscher und die „wiedergewonnenen Gebiete“ auf polnischer Seite.¹⁴

Wie stark stehen demgegenüber seit den Transformationen von 1989 die Zeichen auf „europäischen Dialog“? Das ist die Frage, welche an der Viadrina das „Institut für Angewandte Geschichte“ mit Magdalena Abraham-Diefenbach und beiderseits der Oder viele lokale und regionale Museen intellektuell antreibt. In unserem Zusammenhang will ich nur anmerken, daß wir in der hiesigen Grenzregion allerdings auch dabei sind, eine große Chance zu verpassen. Ich spiele an auf die „Stiftung Brandenburg“, die zur Pflege der regionalen Geschichtslandschaft eine Vorreiterrolle spielen müßte. Zwar gibt es Bekundungen, den Sitz der Stiftung von Fürstenwalde nach Frankfurt (Oder) zu verlegen und in Kooperation mit der Universität ihre archivalische Aufgabe als Hüterin des regionalen Kollektivgedächtnisses zu optimieren. Aber an die Transformation zu einem grenzüberschreitenden Kulturzentrum, so wie beispielgebend das Pommersche Landesmuseum Greifswald oder das Schlesische Museum Görlitz, denkt die Stiftung nicht. Im Gegenteil, mit politisch-geographischen Karten von Deutschland in den Grenzen von 1871 werden noch im Jahr 2020 anlässlich der Erinnerung an die Potsdamer Konferenz von 1945 die Narrative der verlorenen Gebiete bedient und dramatisiert.¹⁵ Mit solchen Signalen tragen Erinnerungs-Agenturen wie die „Stiftung Brandenburg“ zur Marginalisierung des regionalen Kulturerbes bei, anstatt es zu fördern.

Geschichtslandschaften sind nichts Naturwüchsiges. Es sind Kulturlandschaften, abhängig von erinnerungspolitischen Konjunkturen. Nach wie vor mächtig sind konkurrierende nationale Narrative. So gibt es in Polen eine Tendenz, das jüdische ganz dem „deutschen“ Erbe zuzuschlagen, um es für die polnische Erinnerungspflege vernachlässigen zu können. Auf der Ebene der geschichtstheoretischen Reflexion ist in diesem Kontext, aber auch weit darüber hinaus, der Antagonismus von Erinnern und Vergessen in den Blick zu nehmen.

Erinnern und Vergessen

Mit Erinnern und Vergessen meine ich nicht die irreführenden Forderungen, die kürzlich der bekannte Freiburger Globalhistoriker Wolfgang Reinhard in einem Essay in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung unter dem Titel „Vergessen, verdrängen oder vergegenwärtigen?“ erhoben hat. Um den Ort des Holocaust in der deutschen Erinnerungskultur geht es dort. Reinhard separiert ein genuin jüdisches von einem deutschen Geschichtsverständnis, um mit der These zu provozieren, gegenüber einer jüdischen „Pflicht zur Erinnerung“ haben die Deutschen statt einer „üblichen Erleichterung durch Vergessen“ im Verlauf der 1960er und 70er Jahre eine „pflichtgemäße Erinnerungskultur jüdischer Art überhaupt erst lernen müssen.“ Heute seien die Deutschen zu ihrem Schaden in einer „Holocaust-Orthodoxie“ befangen, zementiert durch die Macht der Medien und durch die „elegante“ Rhetorik eines Richard von Weizsäcker in seiner berühmten Rede vom 8. Mai 1985. Verhindert werde

13 Fontane (2011), Kapitel XIII, Der Wagen Odins, 112-118.

15 Dazu Abraham-Diefenbach (2022), 5, 24.

14 Halicka (2016), 54 f.

dadurch eine „Normalisierung“ der deutschen Geschichte durch das Recht auf „Vergessen“. ¹⁶ Prominent in der FAZ finden wir hier eine Marginalisierungsthese aus dem nationalkonservativen Geist der 1950er Jahre. Sie spielt rechtspopulistischen Geschichtsrevisionen zu und ist sicherlich kein gangbarer Weg für eine wissenschaftsbasierte Bildungsarbeit zum jüdischen Erbe in der deutschen und polnischen Geschichte.

Das Stichwort „Vergessen“ verweist aber auf ein anderes Problem zu Sichtbarkeit oder Marginalisierung von Gedenkkultur und historischem Gedächtnis. Das ist das Problem, das Friedrich Nietzsche in seiner zweiten „Unzeitgemäßen Betrachtung“ zu „Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ anspricht. „Nur soweit die Historie dem Leben dient, wollen wir ihr dienen,“ lautet der immer wieder zitierte Merksatz, der anmahnt, die Bewahrung von Kulturerbe solle nicht aus rein „antiquarischem Verehrungssinn“ geschehen. „Der moderne Mensch schleppt zuletzt eine ungeheure Menge von unverdaulichen Wissenssteinen mit sich herum“, klagt Nietzsche. ¹⁷ Seit Nietzsche diskutieren die Kulturwissenschaften die sogenannte „Krise des Historismus“. Sie fürchten den Erstickungstod durch eine Überfülle beliebiger Fakten ohne das, was Nietzsche gegenüber der antiquarischen Geschichte die „kritische“ Geschichte nennt.

Was wäre für uns „kritische Geschichte“, etwa bei der deutsch-polnischen Spurensuche zur „vergessenen“ Grenze? Ein erster Schritt könnte sein, den unscharfen Begriff „Marginalisierung“ zu differenzieren und zu klären, ob eher von „vergessen“, von „verdrängen“ oder von „verbieten“ die Rede ist. Das Exposé zu unserer Tagung fragt in der Hauptsache nach der „sinnstiftenden Motivation“, um Schlösser, Gutshäuser oder jüdische Friedhöfe „vor dem Verfall zu retten“. Es gelte, wie aus dem Exposé bereits zu Beginn zitiert, die „Potentiale“ der regionalen Grenzlandschaft zu nutzen, „um eine diskursive Geschichtsreflexion in den beiden Zivilgesellschaften der Oderregion zu fördern“. Auf die Art der Reflexion kommt es demnach an. Welche Geschichtsreflexion braucht es, um Grenzregionen als historische Kulturlandschaften zu vergegenwärtigen? Tendenziell geht die Antwort in die Richtung des eingangs zitierten Lucien Febvre, sie als „geteilte Räume“ ¹⁸ dem europäischen Dialog zu öffnen.

Fazit

Meine Absicht war es, zu Grenzregionen als „geteilten Räumen“ drei grundlegende Reflexionsebenen zu skizzieren.

Erstens und vom Ausgangspunkt her geht es um die Wechselbeziehung von Raum und Zeit. Es gibt ein Vetorecht des konkreten Raumes gegenüber den Abstraktionen der Chronologie. Viel interdisziplinäres Gespür ist hier gefordert, etwa zwischen Geographen und Historikern. Das ist in Frankreich eine eingespielte Debatte, in Deutschland und Polen scheint sie noch ausbaufähig zu sein.

Zweitens und methodenkritisch geht es darum, historische Transformationen „deutend verstehen“ und „ursächlich erklären“ (Max Weber) zu können. Denkmäler wie die Frankfurter „Friedensglocke“ stehen nicht nur oberflächlich im Raum. Ihre Sprache verstehen wir erst, wenn wir den Struktur- und Erfahrungswandel, also die Transformationen zwischen der DDR als Grenzregime der sozialistischen Welt von 1952 und der europäischen Integrationspolitik von 2022 hinreichend kennen.

Drittens und für die öffentliche Orientierung geht es um den Antagonismus von Erinnern und Vergessen in zivilgesellschaftlicher Reflexion. Lucien Febvre hatte für seine Geschichte des Rheins einen Kompaß: kurzfristige nationale Grenzgeschichten „voller Mord und Krieg“ sind umzuschreiben in längerfristige europäische Geschichten von „Austausch und Transfer“ – Febvre nennt es methodisch anschlussfähig die Geschichte von „Kontaktzonen“, eine Kategorie, die später in der Globalisierungsforschung Karriere gemacht hat. ¹⁹

Das wären aus meiner Sicht die Fundamente einer diskursiven Geschichtsreflexion, um sich die Vergangenheit in Grenzräumen kritisch anzueignen und Grenzregionen als Konflikt- und Kontaktzonen lesen zu können.

16 Reinhard (2022).

17 Nietzsche (1969), 209, 232.

18 Vgl. auch Hackmann (2014), 9.

19 Febvre (2006), 9; vgl. unter Verweis auf die Sprach- und

Literaturwissenschaftlerin Mary Louise Pratt vgl. Rosenberg (2012),

821.

Bibliographie

- Abraham Diefenbach, Magdalena: Flucht und Vertreibung im europäischen Dialog. Ideen für ein deutsch-polnisches Forschungs-, Bildungs- und Kulturzentrum zur regionalen Geschichte in Frankfurt (Oder). Mit einem Vorwort von Gangolf Hübinger. Working Paper Series B/ORDERS IN MOTION Nr. 10 (2022). Frankfurt (Oder): Viadrina doi:10.11584/B-ORDERS.10,
- Bąkiewicz, Marta Jadwiga (Hg.): An der mittleren Oder. Eine Kulturlandschaft im deutsch-polnischen Grenzraum. Paderborn 2016.
- Bąkiewicz, Marta Jadwiga: Ein Lebuser Palimpsest zwischen gestern und heute. In: Bąkiewicz, 23 - 39.
- Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (Hg.): Abschlussbericht der Arbeitsgruppe „Zukunftszentrum für Europäische Transformation und Deutsche Einheit“, Juni 2021. URL: <https://www.bundesregierung.de/resource/blob/974430/1929830/d278806dd1395773b29bd78c071c11e1/2021-06-16-deutsche-einheit-data.pdf?download=1> (15.06.2022)
- Faber, Karl-Georg: Was ist eine Geschichtslandschaft? In: Fried, Pankraz (Hg.): Probleme und Methoden der Landesgeschichte. Darmstadt 1978, 390 - 424.
- Febvre, Lucien: Der Rhein und seine Geschichte (fr. Erstauflage 1935). Hg. und übersetzt mit einem Nachwort von Peter Schöttler. Frankfurt a.M., 3. Aufl. 2006.
- Fontane, Theodor: Vor dem Sturm, 2 Bände, hg. von Christine Hehle. Berlin 2011 (Große Brandenburgische Ausgabe).
- Hackmann, Jörg/Kopij-Weiß, Marta: Nationen in Kontakt und Konflikt. Deutsch-polnische Beziehungen und Verflechtungen 1806-1918. Darmstadt 2014.
- Hackmann, Jörg/Loew, Peter Oliver (Hg.): Verflechtungen in Politik. Kultur und Wirtschaft im östlichen Europa. Wiesbaden 2018.
- Halicka, Beata: Vom Bistum Lebus zur Wojewodschaft Lebuser Land. In: Bąkiewicz, 40 - 63.
- Hirschhausen, Béatrice von, u.a. (Hg.): Phantomgrenzen im östlichen Europa, 6 Bände. Göttingen 2015 - 2017.
- Hübinger, Gangolf: Promenade in Frankfurt an der Oder. Die Stadt, die Grenze, die Universität. In: Kucher, Katharina/Thum, Gregor/Urbansky, Sören (Hg.): Stille Revolutionen. Die Neuformierung der Welt seit 1989. Frankfurt a.M. 2013, 155 - 164
- Jajeśniak-Quast, Dagmara/Rada Uwe (Hg.): Die vergessene Grenze. Eine deutsch-polnische Spurensuche von Oberschlesien bis zur Ostsee. Berlin 2018.
- Kinder, Sebastian/Roos, Nikolaus: „Szcztinstan und „Nowa Amerika“. Regionsbildung von unten im Deutsch-Polnischen Grenzgebiet. In: Osteuropa 63 (2013), 3 - 12.
- Maus, Gunnar/Petermann Sandra: Erinnerungen, Suren, Orte: Beiträge zur geographischen Erinnerungsforschung. In: Geographische Zeitschrift 107 (2019) [Themenheft zur geographischen Erinnerungsforschung], 2 - 12.
- Musekamp, Jan: Archäologie lokaler Identitäten. Schichten der Erinnerung in Stettin seit 1989. In: Osteuropa 63 (2013), 19 - 33.
- Nietzsche, Friedrich: Unzeitgemäße Betrachtungen. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben. In: Friedrich Nietzsche Werke, 5 Bände. Hg. von Karl Schlechta. München 1969, Bd. 1, 209 - 285, hier 209, 232.
- Reinhard, Wolfgang: Vergessen, verdrängen oder vergegenwärtigen? In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 10. 1. 2022.
- Rosenberg, Emily S.: Transnationale Strömungen in einer Welt, die zusammenrückt. In: Rosenberg (Hg.): 1870-1945. Weltmärkte und Weltkriege. München 2012, 815-998 (Geschichte der Welt, hg. von Akira Iriye/Jürgen Osterhammel, Band 5).
- Schlögel, Karl: Chronotop – Überlegungen zur Räumlichkeit von Geschichte nach dem „spatial turn“. In: Graf, Friedrich Wilhelm/ Hanke, Edith/ Picht, Barbara (Hg.): Geschichte intellektuell. Theoriegeschichtliche Perspektiven. Tübingen 2015, 19 - 37.
- Schlögel, Karl. Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. München 2003.
- Thadden, Rudolf von: Trieglaff. Eine pommersche Lebenswelt zwischen Kirche und Politik 1807-1948. Göttingen 2010.

Marceli Tureczek

Verloren, gerettet ... Die Veränderung der Einstellung zum fremden Kulturerbe im heutigen Westpolen nach 1945

Das Jahr 1945 erwies sich als sehr bedeutend für einen Großteil des ehemaligen Ostdeutschland, das kraft der Entscheidung der Großmächte an Polen und die UdSSR übergeben wurde. Neben den Folgen des plötzlichen Bevölkerungstransfers, der neuen politischen Situation und der Entstehung einer neuen deutsch-polnischen Grenze (über die man im juristischen Sinne im Rahmen von drei grundsätzlichen Daten: 1950, 1970 und 1990 sprechen kann) fand sich auch das kulturelle Erbe dieser Gebiete in einem völlig neuen Kontext wieder.¹



¹ Denkmal für die ehemaligen deutschen Einwohner auf dem Friedhof in Wyszanów (Wischen; Kreis Międzyrzecz/Meseritz). Es wurde 1994 auf Initiative der heutigen Einwohner eingeweiht und war eine der ersten Gedenkorte dieser Art auf dem Gebiet der heutigen Woiwodschaft Lebus.
Foto: Marceli Tureczek 2015.

Kontext der Aufnahme von Flüchtlingen und Vertriebenen. Des Weiteren besteht die Notwendigkeit, einen neuen Blick auf die 1990er Jahre zu werfen. In dieser Dekade lassen sich trotz vieler systemischer Veränderungen in manchen Bereichen auch Kontinuitäten früherer Phänomene finden. Entgegen der landläufigen Meinung, dass das Jahr 1989 insgesamt eine eindeutig positive Wende eingeläutet habe, kann man in dieser Zeit auch von einer Verschärfung bestimmter negativer Erscheinungen sprechen. Schließlich soll hier ein Ausblick auf das thematisiert werden, was uns noch in den Diskursen über die Kultur der polnischen Westgebiete bevorstehen mag. Trotz vieler Forschungsvorhaben, zivilgesellschaftlicher Initiativen und zahlreicher Begegnungen von Deutschen und Polen ist eine eindeutige Diagnose hinsichtlich der Haltung der lokalen Gemeinschaften zu diesem Erbe immer noch schwierig.²

Haben die nach 1945 eingeleiteten und nach 1989 intensivierten Diskurse zu einem umfassenden Verständnis und einer Beruhigung der Bewohner dieser Gebiete geführt oder vielleicht zu einer Gleichgültigkeit gegenüber dem „fremden“ kulturellen Erbe? Haftet ihm immer noch das Etikett „post-deutsch“ an? Und wenn das nicht mehr der Fall ist, dann ist wer und in welchem Umfang der tatsächliche Nutznießer (Eigentümer) in nichtjuristischer und nichtwirtschaftlicher Hinsicht? Inwieweit ist dieses Erbe ein bedeutendes Thema in den lokalen Gemeinschaften oder ist dasselbe nur für die Forscherkreise interessant? Welche Bedeutung hat dabei der aktuell stattfindende Generationswechsel und damit das Verschwinden von Zeitzeugen?

In der Fachliteratur, aber auch in populären Diskursen, die mit der Problematik der Denkmalbestände auf dem hier behandelten Gebiet zusammenhängen, bezieht man sich meist auf die Jahre 1945 – 1989.³ Die 1990er Jahre werden oft als ein anderer Zeitraum behandelt, der manchmal positiv als Beginn eines Veränderungsprozesses dargestellt wird. Das Problem besteht jedoch darin, dass gerade in der ersten Dekade der Transformation sehr viele Schäden insbesondere im Bereich der Schlösser und Gutshäuser entstanden sind. Solange in diesen Immobilien staatliche Landwirtschaftsbetriebe angesiedelt waren, wurden diese Baubestände genutzt. Außer der gewerblichen Nutzung waren dort aber auch viele soziale Einrichtungen untergebracht, wie z. B. Klubs, Bibliotheken, Kindergärten und sogar Schulen. Als diese funktionalen Komplexe gemäß dem „Gesetz über die Verwaltung landwirtschaftlicher Immobilien im Staatsbesitz“ vom 19. Oktober 1991 aufgelöst wurden, verschwand auch der bisherige Nutzungsbedarf. Anschließend wurden sie zu windigen Spekulationsobjekten, die über längere Zeiträume sich selbst überlassen und damit auch radikal vernachlässigt wurden. Das Fehlen rechtlicher und systemischer Lösungen unter den neuen Bedingungen des freien Marktes hatte die größten Auswirkungen auf das Schicksal dieser Objekte, von denen viele heute verlassen und verfallen sind. Ein ähnliches Schicksal ereilte viele Industrie-, Eisenbahn- und andere Immobilien, die in dieser

¹ Halicka (2013).

² Tujdowski (2014), 32 – 34.

³ Tureczek (2019), 71 – 88.

frühen Transformationsphase verkauft oder umgewandelt wurden und am Ende verfielen. Erst jetzt, nach dreißig Jahren, finden viele dieser Baubestände neue Besitzer, die nicht an der Spekulation interessiert sind, sondern an einer funktionsgemäßen Nachnutzung.⁴

Nun soll kurz auf die Frage der Periodisierung und genauer auf deren Verfeinerung geschaut werden. Unser Gegenstand, d. h. die Behandlung von wertvollen historischen Objekten, unterlag einem mehrstufigen Wandel. Mit der Einführung der neuen territorialen Gliederung in Polen 1950 wurden auch die Denkmalpflegebehörden gegründet. Es ist allerdings so, dass diese Ämter im damaligen juristischen Kontext, auch im Hinblick auf das Kulturgutschutzgesetz von 1962, nur begrenzte Kompetenzen hatten und vor allem von den Parteibehörden abhängig waren. Es genügt der Hinweis auf Art. 8 Abs. 1 Satz 2 dieses Gesetzes, der besagt, dass die Woiwodschaftskonservatoren in den Präsidien der Woiwodschafts-Nationalräten angesiedelt waren. Die Letzteren waren bekanntermaßen von der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei dominiert. Außerdem wurde den „wirtschaftlichen und sozialen Interessen des Staates“ meist Vorrang vor den Fragen des Denkmalschutzes eingeräumt. Diese und andere Faktoren haben zur Verschlechterung der Erhaltungszustände der Baudenkmale im Westpolen beigetragen. Das vielleicht schändlichste Beispiel für die versuchte und aktiv vorgenommene Zerstörung von Denkmälern war die berühmte Liste von 113 Kirchen, die in der damaligen Woiwodschaft Zielona Góra (Grünberg) abgerissen werden sollten.⁵ Obwohl es gelang, die Maßnahmen der Parteibehörden weitgehend zu vereiteln, belegen sie die problematische Lage des damaligen Denkmalschutzsystems. Andererseits ist jedoch nicht zu übersehen, dass trotz allem gerade damals, in den 1950er und 1960er Jahren, die systematische Arbeit an der Dokumentation der Denkmale und an der Notsicherung begann.⁶ Die Durchführung dieser Arbeiten verlief durchaus unterschiedlich und hing oft von der Einstellung und vom Charisma der Konservatoren ab. Trotzdem ist ein großer Teil der heute noch verwendeten Dokumentationen in den 1970er und 1980er Jahren entstanden. In dieser Zeit wurden auch viele architektonische Objekte wiederaufgebaut und mit neuen Nutzungen ausgestattet. Auch eine große Anzahl von beweglichen Objekten, die verlorenzugehen drohten, wurde in Museumssammlungen gesichert. Aus politischen Gründen wurde jedoch ihre „deutsche“ Herkunft in den Ausstellungsräumen nicht weiter thematisiert. Ein wichtiger Aspekt der Rettung des kulturellen Erbes war der Aufbau eines Netzes von Staatsarchiven in Westpolen. In den ersten Jahrzehnten nach dem Krieg bewahrte man hier fast ausschließlich deutschsprachige Archivalien auf.⁷ Am Rande sei hier an eine Episode erinnert, die mit einem im Museum von Międzyrzecz (Meseritz) präsentierten Schrank zusammenhängt. Der damalige Direktor Alf Kowalski ließ die deutschen Inschriften an seiner Oberfläche übermalen. Viele Jahre danach hat man ihm die Geschichtsfälschung vorgeworfen. Aber gerade durch diese Retusche durfte der Schrank im Museum bleiben und zwar bis heute. Alf Kowalski, selbst ein leidenschaftlicher Maler, pflegte zu sagen, dass er das Preußisch Blau nicht möge. Doch niemand hat so viel für die Rettung des preußischen Kulturerbes in Międzyrzecz getan wie er. Bereits aus den Jahren 1945 und 1946 sind Berichte überliefert, die er an die Bezirksverwaltung schickte, um sakrale Architektur oder wertvolle bewegliche Gegenstände zu schützen. Er bewahrte viele kostbare Ausstattungsobjekte vor Diebstahl und Zerstörung, indem er sie in Museumsdepots verlagerte. Noch in den 1970er Jahren retteten er und der inzwischen pensionierte Museumsmitarbeiter Ryszard Patorski historische Gegenstände, darunter auch sogenannte Sargporträts, aus den Abfallhaufen und brachten sie ins Museum. Es gab mehrere solch engagierte Persönlichkeiten, die unter erschwerten politischen und organisatorischen Bedingungen gearbeitet haben.⁸

Dabei dürfen die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht außer Acht gelassen werden. Die polnische Postmigrationsgesellschaft befand sich seit den 1970er Jahren in einem Prozess der langsamen Beheimatung, was mit der Geburt neuer Generationen zusammenhing. Die Immobilien, die diese Welt räumlich eingefasst haben, waren natürlich meist kein Privateigentum. Sie gehörten verschiedenen Unternehmen und Genossenschaften, was die Aneignungsprozesse erleichterte und eine relative Verantwortung für die Bauunterhaltung stiftete. Somit soll angemerkt werden, dass das Thema der Verwurzelung und Heimatbindung keinesfalls erst nach 1989 stattfand. Seine Anfänge reichen etwas tiefer zurück, in die Zeit der Volksrepublik Polen. Vielleicht kann an dieser Stelle eine kleine Episode aus dem Dorf Siercz (Schierzig) in der Nähe von Międzyrzecz berichtet werden, wo ein früherer deutscher Eigentümer einem polnischen Eigentümer über viele Jahre hinweg Geld für die Instandhaltung seiner Immobilie schickte. Welche wissenschaftliche Relevanz hat diese Geschichte für die Frage der Beheimatung? Das bedarf keines Kommentars, auch wenn es nicht viele solcher Fälle gab. Welche wissenschaftliche Relevanz hat diese Geschichte für die Frage der Beheimatung? Das bedarf keines Kommentars, auch wenn es nicht viele solcher Fälle gab.⁹



2 Turm der ehemaligen evangelischen Kirche in Koźuchów (Freystadt).

Foto: Marceli Tureczek 2014.

4 Tureczek (2018), 161-171. Vgl. Merta-Staszczak (2018).

5 Muszyński (1997), 231 – 256.

6 Tureczek (2014), 91 – 134.

7 Mazur (2021), 103 – 134. Vgl. z. B. Kowalski (2007), 30 – 34.

8 Tureczek (2011), 131 – 140.

9 Mazur (2001), 3 – 19; Sakson (2020).

Von sehr großer Bedeutung für die Änderung der Einstellung gegenüber West, wie auch Ostdeutschland waren die 1970er und 1980er Jahre. Die Zeit der beschränkten Öffnung der Grenzen, insbesondere zur DDR, und schließlich das relative Tauwetter der Gierek-Ära ermöglichten es Polen und Deutschen, sich zumindest in den Grenzgebieten kennenzulernen. Dies war der Beginn neuer Beziehungen und blieb nicht ohne Einfluss auf das kulturelle Erbe. Die 1980er Jahre hingegen sind der Zeitraum, in dem die Bundesrepublik Deutschland eine bedeutende Rolle im polnischen Traum von Freiheit spielte. Eben in dieser Zeit erschienen in den Untergrundmedien, aber nicht nur dort, Äußerungen polnischer Intellektueller über die Notwendigkeit, das künstlerische Erbe im Westen Polens zu schützen. Ich möchte hier als eines von vielen Beispielen den „Bericht über den Zustand der Kultur in Niederschlesien“ vom 7. Januar 1981 anführen, der vom Regionalen Organisationskomitee der Künstlerverbände und Wissenschaftlichen Gesellschaften in Breslau erstellt wurde. Im Text des Dokuments ist zu lesen, dass die hoheitliche Zensurpolitik in der Geschichtsschreibung von Niederschlesien zu einem Verfall der Tradition und der Landschaft dieses Landesteils führe. Dies behindere den Integrationsprozess der lokalen Gemeinschaften und trage zur Zerstörung des kulturellen Erbes bei.¹⁰

Solche Aktivitäten sind, unabhängig von den negativen Erscheinungen, die nicht verschwiegen werden dürfen, zweifellos ein Beweis dafür, dass im westlichen Polen nach 1945 vorgefundene Kulturgüter gerettet wurden. Man sollte noch hinzufügen, wie auch im Folgenden erörtert werden soll, dass das kulturelle Erbe in den Gebieten, die im Lichte des deutschen Rechts und der Auslegung des Bundesverfassungsgerichts bis 1970 (und tatsächlich bis 1990) de facto und de jure als von Polen besetzt galten, im Rahmen des Möglichen geschützt wurde. Diese Tatsache darf nicht übersehen werden. Es sei daran erinnert, dass das Potsdamer Abkommen keine Grundlage für innerdeutsches Recht auf deutschem Gebiet schuf. Angesichts des Beschriebenen würde ich die These riskieren, dass der Einfluss auf die Lage des deutschen Kulturerbes in Polen sowohl auf der polnischen als auch auf der westdeutschen Seite gleichermaßen problematisch war.

Während im Falle Polens diese Fragen im Rahmen der gesellschaftspolitischen, rechtlichen, aber auch vor dem Hintergrund der Kriegstraumata der Postmigrationsgemeinschaften zu betrachten sind, war auf deutscher Seite die Rechtsdoktrin der Nichtanerkennung der Oder-Neiße-Grenze bis zur deutschen Wiedervereinigung ein wichtiges Element. Unter den Bedingungen der sowjetischen Hegemonie in diesem Teil Europas erschien die deutsche Wiedervereinigung bis in die 1980er Jahre als unrealistisch. Sie war in Polen, aber eben auch in der Deutschen Demokratischen Republik nur schwer vorstellbar. Welche Bedeutung hatte das für das kulturelle Erbe? Vor allem hat diese Doktrin Westdeutschlands zusammen mit einer aktiven Erinnerungspolitik¹¹ die Vorläufigkeit der nach dem Zweiten Weltkrieg entstandenen staatlich-politischen Neuordnung aufrechterhalten. Dies hat dazu beigetragen, dass in der polnischen Bevölkerung ein Gefühl der Unsicherheit und Vorläufigkeit fortbestand. Sieht man einmal von den verständlichen Trauergefühlen nach dem Heimatverlust ab (sowohl auf der polnischen als auch auf der deutschen Seite), so fällt auch auf, dass die fehlende Bereitschaft zu völkerrechtlichen Regelungen auch für die Ära von Helmut Kohl feststellbar ist. Diese wurden erst durch den „Zwei-plus-Vier-Vertrag“ ermöglicht, der die Wiedervereinigung der deutschen Staaten regelte.¹²

Es muss auch angemerkt werden, dass der „Deutsch-Polnische Vertrag über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit“ von 1991 im Artikel 28 eine ungleiche Verteilung der Pflichten im Hinblick auf die gegenseitige Pflege des kulturellen Erbes der jeweils anderen Seite vorsieht. Diese Bestimmung gilt natürlich vor allem für die polnische und in geringerem Maße für die deutsche Seite. Gleichwohl unternimmt die deutsche Seite große Anstrengungen zum Schutz des eigenen kulturellen Erbes in Polen. Dabei sollte das seit 1953 in Deutschland geltende „Gesetz über die Angelegenheiten der Vertriebenen und Flüchtlinge“ – insbesondere dessen Paragraph 96 – nicht übersehen werden.

Auf etwas überspitzte Reaktionen auf die Fragen des Kulturerbesbesitzes stieß der Verfasser anlässlich seiner Recherchen in Nürnberg, deren Ergebnis ein in Warschau veröffentlichtes Buch über heute in Polen befindliche Glocken aus den ehemaligen deutschen Gebieten war.¹³ Als ich im Herbst 2012 auf Einladung des Deutschen Glockenmuseums e. V. in Gescher einen Vortrag über die rechtliche Problematik dieser Objekte hielt, fragte mich jemand aus dem Publikum, wozu ein polnischer Autor diese Glocken erforsche, da es doch deutsche Glocken seien. Als ich entgegnete, dass es bei dieser Forschung vor allem um den Schutz des kulturellen Erbes und nicht um den Transport dieser Objekte nach Polen gehe, antwortete der Fragesteller, der ansonsten ein ausgezeichnete Glockenexperte ist, dass diese Forschung Revisionismus sei.¹⁴ Natürlich handelt es sich hier um ein einzelnes Beispiel, das in akademischen Kreisen selten ist. Aber wenn wir das Problem der Rettung und Zerstörung

10 Mazur (2001), 22; Skobelski (2021), 117 – 134.

13 Tureczek (2011).

11 Mazur (2009), 39 – 46.

14 Bund (2011/2012), 507 – 511.

12 Tureczek (2020), 34 – 50.

kulturellen Erbes auf dem Gebiet des heutigen Westpolens betrachten, wirft das Fragen auf, die über die Theorie der Denkmalpflege hinausgehen und vielmehr mit den emotionalen Aspekten des Unrechtsbewusstseins zusammenhängen. In der unmittelbaren Nachkriegszeit mag das Gefühl der Ungerechtigkeit angesichts des verlorenen kulturellen Erbes die ehemaligen deutschen Einwohner zweifellos stärker getroffen haben. Selbst zu Beginn des 21. Jahrhunderts konnte man in den vom Heimatkreis Meseritz e.V. herausgegebenen Heften mit dem Titel „Heimatgruss“ noch von sentimentalischen Reisen nach Polen lesen, wo die Zeit stehen geblieben sei, niemand etwas renoviert habe, wo nur noch die Wälder so wie vor 1945 seien.¹⁵ Was ist eine solche Aussage wert, wenn man sie losgelöst von der Frage betrachtet, warum niemand etwas renoviert hat? Die genannte Beschreibung ist weder eine Ausnahme noch tritt sie vereinzelt auf. Hier stellt sich natürlich die Frage nach dem Resonanzraum solcher Aussagen.

Die westdeutsche Gesellschaft hat, insbesondere nach 1968, einen tiefgreifenden Wandel in ihrer Wahrnehmung der Geschichte des 20. Jahrhunderts durchgemacht. Die hier angeführten Beispiele sind nicht repräsentativ für ganz Deutschland. Die polnische Leserschaft im Westen des Landes erreichen allerdings eher derartige saloppe Aussagen, die in populären Medien wiedergegeben werden und eben nicht ausgewogene wissenschaftliche Studien, die in Deutschland erscheinen und mit komplexer Sprache eine analytische Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte liefern.¹⁶



3 Polnischer Friedhof innerhalb des ehemaligen deutschen Friedhofs. Mirocin Górny (Ober Herzogswaldau; Kreis Nowa Sól/Neusalz an der Oder).

Foto: Marcelli Tureczek 2018.

Es stellt sich jedoch die Frage, ob diese doch gut organisierte deutsche Erinnerungspolitik nach 1990 in Westpolen, unterstützt durch die Gesetzgebung, die Presse und beträchtliche politische und finanzielle Mittel, wirklich erfolgreich war. Inwieweit hat sie die polnische Bevölkerung beeinflusst? Oder inwieweit waren es die polnischen Bewohner selbst, die in der neuen Realität, zunächst völlig unvorbereitet auf das deutsche Erinnerungsnarrativ nach 1989,¹⁷ ihre eigenen Vorgehensweisen und ihren eigenen Umgang mit dem Erbe fanden? Hierbei soll auch die polnische Erfahrung jener Vergangenheit berücksichtigt werden, die den Überfall, die Vertreibungen der Polen aus Großpolen und Pommern oder Zwangsdeportationen aus den polnischen Ostgebieten nach Sibirien während des Zweiten Weltkriegs, aber auch die Zwangsmigrationen nach dem Krieg einschließt. Hierbei müssten auch die Diskurse über das kulturelle Erbe der polnischen Ostgebiete miteinbezogen werden. Für die neuen polnischen Einwohner hier im Westen Polens war das vorgefundene kulturelle Erbe viele Jahre lang zweifellos fremd, sie verhielten sich ihm gegenüber gleichgültig und manchmal, aus offensichtlichen Gründen, feindselig. Heute ändert sich die Situation. Und da entsteht bei den polnischen Einwohnern ein Gefühl der Ungerechtigkeit, denn heute ist dieses Erbe weitgehend angeeignet worden.

Und was ist mit den Sammlungen in den Dutzenden deutschen Heimatstuben, die aus den ehemaligen deutschen Ostprovinzen stammen? Viele polnische Regionalforscher betonen, dass dieses Erbe in Deutschland aufgrund des Generationswechsels marginalisiert werde und die jüngeren Generationen ihm nicht mehr die gleiche Bedeutung wie ihre Großeltern und Eltern beimessen würden. Das ist verständlich, auch in Polen. Daher möchte ich provokativ fragen: Wessen Erbe ist das? Die Antwort ist weder einfach noch offensichtlich, wenn wir rechtliche, eigentumsrechtliche, aber auch kulturelle, mentale und politische Fragen berücksichtigen.¹⁸

Die Zeit der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Wende nach 1989 hat zweifelsohne die Einstellungen zum kulturellen Erbe Westpolens erheblich verändert. Das Ausmaß von Initiativen, die in den deutsch-polnischen Aktivitäten für die Annäherung zwischen den beiden Völkern umgesetzt wurden – nach einem Zeitraum unbestrittener politischer, aber auch mentaler Isolation infolge des Zweiten Weltkriegs –, hat sicherlich nicht nur die Wahrnehmung des jeweils anderen, sondern auch die Wahrnehmung der historischen Erfahrung beider Völker verändert, wobei das kulturelle Erbe eine äußerst wichtige Rolle in gegenseitigen Relationen spielt. Kann man jedoch mehr als 30 Jahre nach der Wende von 1989 und fast 80 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs davon sprechen, dass der Aufbauprozess neuer Beziehungen abgeschlossen ist? Meiner Meinung nach lohnt es sich, beim Versuch einer Bewertung das Ganze eher kritisch als optimistisch zu betrachten, und diese Frage betrifft beide Seiten. Die Bemühungen um den Ausbau der Beziehungen, die insbesondere in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre und während der Zeit des Beitritts Polens zu den Strukturen der Europäischen Union zu Beginn des 21. Jahrhunderts zu beobachten waren, haben in den letzten Jahren deutlich abgenommen.

15 Tureczek (2021), 372 – 385.

17 Jasiński (2006), 3 – 6.

16 Wóycicki (2004), 19 – 97.

18 Tureczek (2020), 49 – 52.

Auf deutscher Seite stellt der Generationswechsel in den Kreisen der aus den ehemaligen deutschen Gebieten Stammenden ein deutliches Problem dar. Das überträgt sich auf die Intensität der Kontakte mit den heutigen polnischen Bewohnern jener Gebiete, die jetzt aufgrund internationaler Verträge ein integraler Bestandteil der Republik Polen sind. Die bereits erwähnte Zeitschrift „Heimatgruss“ wird heute überwiegend von Autoren aus Polen, Regionalisten aus Międzyrzecz geschrieben. Das veranschaulicht, dass die Themen, die uns hier interessieren, in Deutschland bei den jüngeren Generationen keine Kontinuität gefunden haben. Praktisch bedeutet das, dass die gegenseitigen Beziehungen entweder in akademischen Kreisen diskutiert wurden, die allerdings in sich recht geschlossen sind, was auch für ähnliche Aktivitäten in Polen charakteristisch ist. Oder aber die Bildungsaktivitäten beschränken sich auf Projekte und Konferenzen, die in Wirklichkeit vorläufig und in der Regel an ein kleineres Publikum, in diesem Fall vor allem an junge Akademiker, gerichtet ist. Diese These, über die man sicherlich diskutieren kann, zeigt, dass es in Deutschland, aber auch in Polen, an einer systematischen

„Geschichtspolitik“, die der Pflege der deutsch-polnischen Beziehungen zugutekommen könnte, fehlt. Wobei ich mit vollem Bewusstsein darauf hinweisen möchte, dass der hier verwendete und von manchen Forschern negativ bewertete Begriff „Geschichtspolitik“ gar nicht so negativ gesehen werden muss, denn in der Praxis ist jeder organisierte Geschichtsunterricht, entgegen vielen modischen akademischen Auffassungen, eben Geschichtspolitik.¹⁹

Was folgt daraus? Es ist schwierig, die zukünftigen Konsequenzen dieser Entwicklungen aus der Sicht der Geschichtswissenschaft eindeutig zu beurteilen. Es besteht jedoch kein Zweifel daran, dass nicht überprüfbare Inhalte und ephemere soziale Medien derzeit an Bedeutung gewinnen. Sie können sich in Ermangelung einer funktionierenden parallel existierenden, durchdachten Bildung sehr unterschiedlich – von sehr positiv bis negativ – auswirken, mit allen Konsequenzen. Tatsache ist, dass in Deutschland das

Bewusstsein für die polnischen Erfahrungen mit dem deutschen kulturellen Erbe in den hier behandelten Gebieten gering ist, ebenso wie das deutsche Bewusstsein für die polnischen Erfahrungen mit der Nachkriegsmigration im Allgemeinen gering ist. Ich spreche hier natürlich nicht von universitären Eliten, sondern von der breiteren und sich verändernden deutschen Gesellschaft. Auch über die „neue“ deutsche Gesellschaft, wenn man das Phänomen der Massenmigration miteinbezieht. Der Schriftsteller und Feuilletonist Stefan Chwin stellte einmal die These auf, dass die sogenannten „neuen Deutschen“ die Politik der „deutsch-polnischen Versöhnung“ nicht mehr fortsetzen würden, weil es nicht ihre Geschichte sei.²⁰ Auch wenn ich nicht alle Thesen des hier zitierten Artikels von Stefan Chwin teile, möchte ich die Frage stellen, ob wir in Polen und Deutschland für diese Veränderungen, die doch eine Tatsache sind, bereit sind? Werden sich diese Veränderungen in den kommenden Jahren, auch unter Berücksichtigung der sehr starken ukrainischen Migration nach Polen, auf die Wahrnehmung der hier angesprochenen Fragen durch die Gemeinschaften auf beiden Seiten der Grenze auswirken? Vielleicht ist es den beiden Gemeinschaften, der polnischen und der deutschen, noch nicht gelungen, vollständig gemeinsame Haltungen zu entwickeln, und schon müssen sie sich mit neuen Problemen messen.

Welche Hauptprobleme sind in Polen zu erkennen? In einem gewissen Bereich sind sie sich ähnlich. Die Intensität der Bildung zu europäischen Themen, einschließlich des Unterrichts über die deutsch-polnischen Beziehungen, insbesondere im Westen Polens, hat in den letzten Jahren deutlich abgenommen. Dafür gibt es eine Reihe von Gründen. Zum einen haben wir mit einer Reaktion auf die immer schwächeren deutsch-polnischen Kontakte im Kreis der ehemaligen und jetzigen Bewohner zu tun. Zum anderen mit Veränderungen im polnischen Geschichtsunterricht der letzten Jahre, die eindeutig auf die zentralistische Perspektive fokussiert sind und allem voran die nationale Geschichte Polens im Blick haben.

Und obwohl ich der Meinung bin, dass nichts Negatives in der Pflege der Mythen einer nationalen Gemeinschaft liegt, die in jedem Land kreativ sein kann, so besteht der eindeutig negative Aspekt in Polen in der Schwächung der regionalen Bildung im Schulunterricht. Das Wesentliche an diesem Unterricht war, dass im Westen Polens dank der den Lehrern zur Verfügung stehenden Stunden oft eine gute Bildung zu deutsch-polnischen Themen möglich war, die auch praktische Aktivitäten mit verschiedenen Arten von Gemeinschaftsinitiativen umfasste. Heute wird diese Art des Unterrichts aufgegeben.

Aber das Bildungsproblem ist nicht das einzige. Die heutige junge Generation im Westen Polens interessiert und engagiert sich nicht mehr so stark für das kulturelle Erbe wie noch vor einem Jahrzehnt. Die deutsch-polnische Grenze an Oder und Neiße ist heute eine Tatsache, die kein vernünftiger Mensch in Frage stellt, weder in Deutschland noch in Polen. Gleichzeitig ist diese



4 Reste der Fassade des Schlosses der Familie von Gersdorff in Bukowiec (Bauchwitz; Kreis Międzyrzecz/Meseritz). Foto: Marcell Tureczek 2022.

19 Traba (2006), 9 – 19.

20 Chwin (2011), 14 – 18.

Grenze in gewisser Weise nicht mehr existent, da ihr Überschreiten keine Probleme mehr verursacht. Die beiden Staaten unterhalten normale bilaterale Beziehungen, unabhängig von den üblichen Diskussionen und sogar Streitigkeiten auf politischer Ebene. Wo liegt also das Problem? Vielleicht hat es damit zu tun, dass schwierige Themen, die für die nun aussterbenden Generationen wichtig sind, auf natürliche Weise aus dem Bewusstsein verdrängt werden. Wird das die bilateralen Beziehungen normalisieren? Bis zu einem gewissen Grad ja, aber das fehlende Bewusstsein für schwierige Themen kann sich eventuell als nicht förderlich für die neu definierten bilateralen Beziehungen erweisen – in der Bildung, in den sozialen Medien, in den Äußerungen von Politikern, in kontextlosen Medienbeiträgen, sowohl in Polen als auch in Deutschland. Und obwohl ich nicht immer mit Zbigniew Czarnuch einer Meinung bin, hat er in einem, und nicht nur einem Punkt Recht: Der Schlagbaum an der deutsch-polnischen Grenze muss nicht für immer offen stehen. Es gibt nichts, das nicht geändert werden kann – durch eine einzige Abstimmung, durch eine einzige politische Entscheidung sowohl in Polen als auch in Deutschland. Was passiert dann mit dem kulturellen Erbe? Wird es weiterhin ein gesellschaftliches Thema bleiben, wo es doch nicht einmal heute immer eines ist?

Friedhöfe – ein komplexes Thema – sind ein gutes Beispiel für die Entwicklung der Einstellung zum deutschen Kulturerbe.²¹ Nach dem Krieg wurden viele von ihnen, vor allem in den 1960er und 1970er Jahren, zerstört oder in Parks, Plätze und sogar Baugrundstücke umgewandelt. Heute sind Friedhöfe der Schauplatz zahlreicher Initiativen zur Bewahrung der Erinnerung an die ehemaligen Bewohner. Zahlreiche Bottom-up-Aktivitäten von Jung und Alt zeugen von einem echten Gefühl des Zu-Hause-Seins. Aber auch Friedhöfe – häufig Orten, die besonderem gesellschaftlichem Druck ausgesetzt sind, sowohl in negativem als auch im positivem Sinne – können viele Fragen aufwerfen. Ich möchte hier die These aufstellen, dass der Begriff „Zerstörung von Friedhöfen“ sehr stereotyp ist. Denn neben ganz offensichtlichen Beispielen dafür stellt sich die Frage, ob es sich tatsächlich um Zerstörung oder um eine Reaktion auf zurückgelassene Objekte handelte, bei denen es den neuen polnischen Bewohnern psychologisch besonders schwer fiel, sich um sie zu kümmern. Wenn wir über die Entwicklung der Einstellung zum fremden Kulturerbe im Westen Polens nach 1945 sprechen, müssen wir uns vorstellen, dass die neuen polnischen Einwohner, die den Krieg und die deutsche Politik der ethnischen und kulturellen Vernichtung der polnischen Nation erlebten, nun deutsche Gräber pflegen sollten. Wir dürfen auch nicht vergessen, dass auch viele Polen ihre Friedhöfe zurücklassen mussten. Wie leicht ist es, sich einen Friedhof vorzustellen, auf den mehrere Jahre lang niemand kommt. Ein solcher Friedhof überwuchert, verschwindet, ist ein verlassener Ort, fremd im psychologischen Sinne. Genau dies hat in den meisten Fällen zum Verschwinden vieler Nekropolen geführt und nicht eine gezielte Zerstörung.

Und was sollte man mit einem verwahten, überwucherten Friedhof im Stadtzentrum machen? Die Antwort war ziemlich offensichtlich. Ungeachtet der Tatsache, dass auch viele wertvolle Friedhöfe zerstört wurden – in diesem Zusammenhang kann ich die Nekropole aus dem 17. Jahrhundert in Międzyrzecz, wo ich herkomme, nicht unerwähnt lassen –, wurden bis 1989 von Henryk Grecki und Ryszard Patroski im Auftrag der Denkmalschutzbehörden mehrere Dokumentationen von mehreren hundert Friedhöfen der Protestanten, Mennoniten, Juden und sogar Muslime in den ehemaligen Woiwodschaften (die es bis 1998 gab): Gorzów (Landsberg), Stupsk (Stolp), Koszalin (Küsslin), Piła (Schneidemühl), Toruń (Thorn) und Szczecin (Stettin) erstellt. Dieses wissenschaftlich und dokumentarisch sehr wertvolle Material bildete in der Folgezeit die Grundlage für den rechtlichen Schutz dieser Stätten und befindet sich noch immer in den jeweiligen Denkmalschutzbehörden.

Auf Konferenzen in der deutsch-polnischen Grenzregion wird oft darüber gesprochen, was getan wurde, welche Erfolge erzielt wurden, wie viel umgesetzt werden konnte. In gewisser Weise ist es unbequem oder vielleicht auch nicht schön, darüber zu sprechen, dass nicht alles gelungen ist. Man spricht selten darüber, was nicht getan wurde, und noch seltener erwähnt man Misserfolge. Aber es gibt sie, und sie betreffen die polnische Seite genauso wie die deutsche. Die Marginalisierung des kulturellen Erbes ist kein Phänomen, das nur in der Vergangenheit stattfand. Das Schicksal des überwiegenden Teils des deutschen, aber auch des jüdischen kulturellen Erbes – des fremden Kulturerbes – kann nicht nur im Verantwortungsbereich polnischer Gemeinden, polnischer Institutionen und polnischer Eliten liegen. Die Marginalisierung des Kulturerbes und die Veränderung der Einstellung zum Kulturerbe sind komplexe Phänomene, die gerade von den bilateralen Beziehungen auf lokaler Ebene abhängig sind – heute vielleicht noch mehr als noch vor einigen Jahrzehnten. Die scheinbare Beruhigung von Emotionen, die durch das Thema ausgelöst werden, begünstigen auch die Marginalisierung. Paradoxiertweise kann man sagen, dass jedes weitere neu errichtete Denkmal eine weitere Stufe der Marginalisierung darstellt: Das haben wir getan, darüber haben wir gesprochen, das Thema kennt doch jeder. So lautet die weniger populäre Aussage eines Denkmals. Niemand fragt mehr, wie es weitergehen wird, auch wenn nach ein paar Jahren niemand mehr Blumen dort ablegt. Das Denkmal steht da.

.....
21 Zawila (2019), 233 – 237.

Bibliografie

- Bund, Konrad: Ein historischer Nachtrag zu den Rechtsverhältnissen der sog. Leihglocken. In: Jahrbuch für Glockenkunde, 23. – 24. Bd. (2011/2012), 507 – 511.
- Chwin, Stefan: My i nowi Niemcy [Wir und die neuen Deutschen]. In: Puls, 2 (150) (2011), 14 – 18.
- Halicka, Beata: Polens Wilder Westen: Erzwungene Migration und die kulturelle Aneignung des Oderraums 1945 – 1948. Paderborn 2013.
- Jasiński, Janusz: Bismarck i inne przypadki. Droga na manowce [Bismarck und andere Fälle. Auf dem Irrweg]. In: Siedlisko, 1 (2006), 3 – 6.
- Kowalski, Stanisław: Odbudowa gotyckiego kościoła w Żarach [Der Wiederaufbau der Kirche in Sorau]. In: Siedlisko, 4 (2007), 30 – 34.
- Mazur, Zbigniew: O adaptacji niemieckiego dziedzictwa kulturowego na Ziemiach Zachodnich i Północnych [Über die Adaptation des deutschen Kulturerbes in den Nord- und Westgebieten]. Poznań 2001.
- Mazur, Zbigniew: O niemieckich upamiętnieniach przesiedleń [Über das deutsche Gedenken an die Umsiedlungen]. In: Siedlisko, 6 (2009), 39 – 46.
- Mazur, Zbigniew: Z badań nad stosunkiem mieszkańców Ziemi Zachodnich i Północnych do historycznego dziedzictwa kulturowego. Raport ze spotkań środowiskowych 1995 – 1996 [Aus der Forschung über die Beziehung der Einwohner der Nord- und Westgebiete zum historischen Kulturerbe. Bericht nach lokalen Treffen in den Jahren 1995 – 1996]. Poznań 2021.
- Merta-Staszczak, Adriana: Niechciane dziedzictwo. Nieruchomości zabytkowe na Dolnym Śląsku w latach 1945 – 1989 [Nicht gewolltes Erbe. Denkmalgeschützte Immobilien in Niederschlesien in den Jahren 1945 – 1989]. Wrocław 2018.
- Muszyński, Jan: Z doświadczeń w służbie konserwatorskiej [Aus den Erfahrungen eines Konservators]. In: Wokół niemieckiego dziedzictwa kulturowego na Ziemiach Zachodnich i Północnych. Hg. v. Zbigniew Mazur. Poznań 1997.
- Sakson, Andrzej: Nowe społeczeństwo Ziemi Zachodnich i Północnych (1945 – 2020) [Neue Gesellschaft in den Nord- und Westgebieten (1945 – 2020)]. Poznań 2020.
- Skobelski, Robert (Hg.): Ziemia Lubuska i pogranicze polsko-niemieckie. 70. rocznica urodzin profesora Czesława Oseńkowskiego [Lebuser Land und das deutsch-polnische Grenzland. Zum 70. Geburtstag von Prof. Czesław Oseńkowski]. Zielona Góra 2021.
- Traba, Robert: Historia. Przestrzeń dialogu [Geschichte. Der Raum des Dialogs]. Warszawa 2006.
- Tujdowski, Marcin: Społeczna granica. Postawy młodzieży zachodniego pogranicza Polski [Eine soziale Grenze. Die Einstellungen von Jugendlichen im westlichen Grenzgebiet Polens]. Poznań 2014.
- Tureczek, Marcei: Początki muzealnictwa i ochrony zabytków na Ziemi Międzyrzeckiej po II wojnie światowej [Die Anfänge des Museumswesens und des Denkmalschutzes auf dem Gebiet des Meseritzes Landes nach dem Zweiten Weltkrieg]. In: Ziemia Międzyrzecka w przeszłości, Bd. IX, Hg. V. Bogusław Mykietów und Marcei Tureczek. Międzyrzecz-Zielona Góra 2011, 131 – 140.
- Tureczek, Marcei: Ziemia Lubuska. Społeczny wymiar dialogu o przeszłości i tożsamości [Lebuser Land. Soziale Dimension des Dialogs über Vergangenheit und Identität]. Międzyrzecz/Wschowa/Zielona Góra 2014.
- Tureczek, Marcei: Dlaczego niechciane? Na marginesie książki Adriany Merty-Staszczak: Niechciane dziedzictwo. Nieruchomości zabytkowe na Dolnym Śląsku w latach 1945 – 1989 [Warum ungewollt? Am Rande des Buches von Adriana Merta-Staszczak: Nicht gewolltes Erbe. Denkmalgeschützte Immobilien in Niederschlesien in den Jahren 1945 – 1989]. In: Śląski Kwartalnik Historyczny Sobótka, R. LXXIII (2018), Nr. 3, 161 – 171.
- Tureczek, Marcei: Dziedzictwo kulturowe na tle przemian społeczno-gospodarczych zachodniej Polski w latach 70. i 80. XX wieku [Kulturerbe im Spiegel der sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen Westpolens in den 1970er und 1980er Jahren]. In: Przegląd Zachodni, 3 (372) (2019), 71 – 88.
- Tureczek, Marcei: Dzwony pożyczone. Studia historyczne i prawne nad problematyką strat dóbr kultury [Ausgeliehene Glocken. Historische und juristische Studien über die Problematik des Verlustes von Kulturgütern]. Poznań 2020.
- Tureczek, Marcei: Pogranicze. Przeszłość bez historii ... [Grenzland. Vergangenheit ohne Geschichte ...]. Gorzów Wielkopolski 2021.
- Wóycicki, Kazimierz: Niemiecki rachunek sumienia. Niemcy wobec przeszłości 1933 – 1945 [Deutsches Gewissen. Deutsche gegenüber der Vergangenheit 1933 – 1945]. Wrocław 2004.
- Zawiła, Małgorzata: Dziedziczyńienie przedwojennych cmentarzy na terenach postmigracyjnych Polski [Unübersetzbares Wortspiel im ersten Wort: Vererbung von/Aktivismus auf den Vorkriegsfriedhöfen in den postmigrantischen Gebieten Polens]. Kraków 2019.

Ländliche Repräsentationsorte – Wiederaneignung und Transformation

Arne Franke

Gelebtes Kulturerbe. Praktische denkmalpflegerische Aneignung eines gemeinsamen Kulturerbes in Schlesien im deutsch-polnischen Grenzraum

Zustand der Schlösserlandschaft Schlesien

Schlesien zählt als Brückenland zwischen West und Ost zu einer der historisch interessantesten Regionen Mitteleuropas, deren architektonischer Ausdruck eine Fülle erhaltener Baudenkmäler ist, die unter polnisch-piastischer, böhmischer, habsburgischer, dann preußischer und bis 1945 deutscher Herrschaft entstanden. Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts als „Land der Schlösser“ bezeichnet, weist das Oderland mehr als 3.200 Schlösser und Herrenhäuser¹ auf und besitzt damit möglicherweise die größte Dichte an einstigen Adelssitzen in Europa.

Historisch gesehen waren diese politische, wirtschaftliche und soziale Zentren der Dörfer, zudem Keimzellen kultureller Entwicklung und regionale Kulminationspunkte gesellschaftlichen Lebens.

Die meisten der durch ein herrschaftliches Wohnhaus, zahlreiche Wirtschaftsgebäude sowie eine Parkanlage definierten Ensembles gerieten infolge des Zweiten Weltkriegs, der Vertreibung der deutschen Bevölkerung und der Zeit des Sozialismus in einen beklagenswerten Zustand. Obwohl viele Adelssitze als Wohnstätten für die Staatsgüter oder als Kindergärten, Schulen oder Erholungsheime multifunktional weitergenutzt und häufig auch unter Denkmalschutz gestellt worden waren, zerfielen etliche von ihnen bis 1989 zu Ruinen.

Daran änderte die politische Wende in Mittel- und Osteuropa wenig. Mit dem Rückzug des Staates aus diesen Liegenschaften sind mittlerweile zwar die meisten Gutsanlagen privatisiert worden, doch davon wurde seither nur ein geringer Anteil revitalisiert. Auch wenn in manchen touristischen Zentren wie im Hirschberger Tal (Kotlina Jeleniogórska) oder in der unmittelbaren Umgebung Breslaus (Wrocław) einige Schlösser und Herrenhäuser exzellent renoviert wurden, sind gerade in den ländlichen Regionen zahlreiche Schlösser und Herrenhäuser längst marginalisiert, so dass die Kulturlandschaft zunehmend von Schlossruinen geprägt ist.

Wenngleich nicht alle dieser bedrohten Gesamtanlagen eine landesweite Bedeutung haben, kommt ihnen nach wie vor ein unverzichtbarer Stellenwert für die schlesische Kulturlandschaft zu. Als bestimmende Landmarken repräsentieren sie die vielfältige Landesgeschichte und sind im heutigen Zustand eindrucksvolle Indikatoren für die Zäsuren des Zweiten Weltkriegs und den Umgang mit dem Kulturerbe in der Nachwendezeit.

Da ein Wiederaufbau der Schlösser im Sinne einer Rekonstruktion aus vielerlei Gründen meist ausgeschlossen ist, sollte es das Ziel sein, die Ruinen im „Ist-Zustand“ dauerhaft zu konservieren und für eine zeitgemäße Nutzung weiterzuentwickeln. Damit könnten diese Baudenkmäler erneut zum sozialen und wirtschaftlichen Mittelpunkt der Dörfer werden und die Identifikation der lokalen Bevölkerung mit „ihrer“ Schlossruine gestärkt werden.

Summerschool in Schloss Muhrau (Pałac Morawa), August 2021

Ziel der mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa (Potsdam) ausgerichteten Summerschool war es, mit deutschen und polnischen Studierenden unterschiedlicher Fachrichtungen Konzepte zu erarbeiten, wie solche Ruinen nachhaltig erhalten und sinnvoll genutzt werden könnten.

Da die Studierenden bisher kaum Berührungspunkte mit der Architekturgeschichte Schlesiens hatten, ging dem eigentlichen Vor-Ort-Seminar eine theoretische Einführung voraus. Mit Lehrfilmen zur Landesgeschichte und zur aktuellen Situation der Schlösserlandschaft sowie einem speziell auf die Baugattung zugeschnittenen Stilkundeseminar erhielt die Teilnehmerschaft zunächst einen einheitlichen Kenntnisstand.



1 Team der Summerschool auf der Treppe von Schloss Muhrau (Pałac Morawa).
Foto: Ariane Afsari, Potsdam

1 Zwischenergebnis der vom Autor geführten Gesamterfassung der Adelssitze in Nieder- und Oberschlesien sowie „Österreichisch-Schlesien“ (Stand Juni 2022).

Erste Aufgabe der vier bilingualen Arbeitsgruppen war es, anhand der deutschen und polnischen Fachliteratur die Bau- und Eigentümergeschichte der Anlagen zu erforschen und deren Bedeutung herauszuarbeiten.

Der praktische Arbeitsteil fand während eines siebentägigen Aufenthalts in Niederschlesien statt, zu dem das deutsch-polnische Bildungszentrum in Schloss Muhrau eine ideale Ausgangsbasis bot. Von hier aus wurden zunächst Ausflüge zu einigen in Renovierung befindlichen Referenzobjekten unternommen, in denen aktuelle Bauforschungsergebnisse vorgestellt und diskutiert werden konnten. Zudem wurde an einer Schlossruine die Methodik der Fassadenmorphologie vorgestellt, bei der die Gebäudestruktur und äußerlich erkennbare Baumerkmale wie die Fassadengliederung oder die fragmentarisch erhaltenen Putzschichten mit ihrer Materialbeschaffenheit oder erkennbare Baunähte rein visuell analysiert werden.



2 Schloss Laasan
(Pałac Łażany).
Foto: Arne Franke, Berlin.

Im nächsten Arbeitsschritt wurden die Ergebnisse aus dem Literaturstudium mit den in situ mittels der Fassadenmorphologie gewonnenen Beobachtungen abgeglichen und daraus eine konkretere Baugeschichte der Schlösser abgeleitet.

Zugleich wurden auch die Gesamtanlage mit Wirtschaftshof und Park, die Kirche mit den Epitaphien der einstigen Schlossherrschaft sowie die Dorfanlage untersucht. Abschließend fand eine Befragung der einheimischen Bevölkerung nach ihren Wünschen in Bezug auf die Schlossruine statt.

Aus den gewonnenen Erkenntnissen entwickelten die Arbeitsgruppen Analysen des architektonischen und touristischen Potenzials der Anlagen, auf denen die Ideen zur Revitalisierung der Schlossruine basieren.

Die Gesamtergebnisse wurden am vorletzten Exkursionstag durch die Arbeitsgruppen in Form von Powerpoint-Vorträgen, zum Teil auch mit Hilfe selbst entworfener analoger und digitaler Modelle präsentiert. Diese flossen in die für die Öffentlichkeit online verfügbare Publikation ein.²

Kurzporträts der untersuchten Anlagen und erste Nutzungsideen

Laasan (Łażany)

Bereits 1369 werden die Ritter von Seidlitz genannt,³ die hier wohl eine kleine Burganlage errichteten.⁴ Ab etwa 1450 gehörte das Gut dem Geschlecht derer von Mühlheim,⁵ von denen es 1573⁶ durch Heirat an die Familie von Zedlitz ging. 1622 erwarb Sigismund von Nostitz den Besitz, in dessen Familie Laasan bis zum Tod Carl Gottliebs von Nostitz verblieb. Seine Witwe ehelichte 1743 den preußischen Generalfeldmarschall Wilhelm Dietrich von Buddenbrock.⁷ Nach dessen Tod fiel der Adelsitz an die Reichsgrafen von Burghauß, seit 1885 Grafen von Pfeil-Burghauß, die das Rittergut bis 1945 besaßen.⁸

Spätestens um 1560/70 entstand, wohl im Auftrag des Sigismund von Mühlheim,⁹ eine renaissancezeitliche Vierflügelanlage mit arkadenumsäumtem Innenhof und sgraffitoverzierten Außenfassaden.¹⁰ Aus dieser Zeit stammen zahlreiche Spolien, die bei der unter Karl Gottlieb von Nostitz erfolgten Barockisierung von 1717 bis 1726¹¹ wiederverwendet wurden. Der umgebende Landschaftspark wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts angelegt. Wohl um 1800 entstand die nur als Ruine erhaltene Pergola, die ebenso wie die klassizistischen Wirtschaftsbauten, nach Entwürfen von Carl Gottfried Geißler errichtet worden waren.¹² Das 1945¹³ schwer beschädigte Schloss wurde zwar bereits 1956¹⁴ unter Denkmalschutz gestellt, zerfiel aber weiter zur völligen Ruine. Seit 2017 in Privatbesitz, plant der Eigentümer derzeit eine komplette Rekonstruktion des Wasserschlosses.

Vorgeschlagene Maßnahmen: Die Studiengruppe dagegen schlug vor, die zum Teil noch in relativ gutem Zustand erhaltenen Gutsgebäude für touristische und kulturelle Zwecke zu nutzen. Dazu könnten die Wohngebäude zu einer Pension, die

2 Deutsches Kulturforum östliches Europa; Franke (2022).

3 Weczerka (1977), 259.

4 Grundmann (1944), 2.

5 Weczerka (1977), 259.

6 Franke (2015), 279.

7 Grundmann (1944), 6 - 7; Weczerka (1977), 259.

8 Weczerka (1977), 159.

9 Grundmann (1944), 4.

10 Grundmann (1944), 3; Weczerka (1977), 259.

11 Grundmann (1944), 4; Weczerka (1977), 259.

12 Grundmann (1944), 8.

13 Weczerka (1977), 259.

14 Wojewódzki Urząd Ochrony Zabytków we Wrocławiu (2022).

Stallungen und Scheunengebäude zu Gastronomie- und Veranstaltungsräumen umgebaut werden. Einige Gebäude könnten für Workshops adaptiert werden, andere für eine Schau-Brauerei, da der Eigentümer selbst eine Brauerei („Browar Łazany“) im nahen Saarau (Żarów) betreibt. Zudem sollte die historische Parkanlage revitalisiert werden.

Die statisch gesicherte und konservierte Schlossruine sollte als Besichtigungsobjekt zugänglich gemacht werden. Im Innern könnte ein Rundgang eingerichtet werden, der mittels Schautafeln mit mehrsprachigen Texten und historischen Innenaufnahmen die Geschichte des Gutes illustriert. Die erhaltenen Gewölberäume des Westflügels wären für die Aufnahme eines kleinen Cafés und einen Ausstellungs- oder Veranstaltungsraum geeignet.

Penkendorf (Panków)

In dem Dorf entstand wohl schon 1371 eine kleine, möglicherweise zunächst noch hölzerne Befestigung, die ab 1405 auf ovalem Grundriss massiv ausgebaut und 1464 durch Christoph von Bock erworben wurde.¹⁵ Er ließ eine gotische Burganlage mit zwei massiven Wohngebäuden und einem Torturm errichten.¹⁶ Durch einen Brand Ende des 16. Jahrhunderts zerstört, entstand unter Wiederverwendung des Mauerwerks eine renaissancezeitliche Anlage. Im Dreißigjährigen Krieg erneut zerstört, ließ Familie von Zedlitz ab 1699¹⁷ anstelle der südlichen Ringmauer ein zweigeschossiges Wohnhaus erbauen. Im 18. Jahrhundert zeitweise im Besitz der Familien von Schweinitz und von Posadowski, gelangte das Rittergut durch den Kauf des Grafen David Sigmund von Zedlitz 1746 wieder in den Besitz der weit verzweigten Adelsfamilie.¹⁸ 1848¹⁹ erwarb die Familie von Salisch das Schloss und ließ es Ende des 19. Jahrhunderts renovieren. Seit den 1920er Jahren kaum noch bewohnt, wurde es 1944 kurzzeitig als Depot für auszulagerndes Kulturgut genutzt. Nach den Verwüstungen zu Kriegsende leerstehend, zerfiel das 1959²⁰ unter Denkmalschutz gestellte Schloss spätestens mit dem Einsturz des Hauptdaches 1964 vollends zur Ruine. Seit den 1990er Jahren in Privatbesitz, erfolgte jüngst eine umfangreiche Entrümmern der Anlage.

Vorgeschlagene Maßnahmen: Nach einer eingehenden statischen Sicherung könnte die Schlossruine vor allem für die regionale Bevölkerung wieder ein attraktiver Ausflugsort werden. Mit relativ geringen Eingriffen in die Bausubstanz könnten Teile der vom Innenhof gut zugänglichen Keller als temporäre Ausstellungsräume (regionaler Künstler:innen und Kunsthandwerker:innen) sowie für eine saisonale Gastronomie genutzt werden; letztere würde auch von kulturellen Angeboten im Innenhof (Sommertheater bzw. -kino, private und öffentliche Feste) profitieren. Durch den Einsatz mobiler Wohnmodule ließen sich einfache Unterbringungsmöglichkeiten schaffen, die sowohl von Touristen als auch von Besuchern des florierenden Reiterhofs (auf dem ehemaligen Gutsgelände) genutzt werden könnten.



3 Schloss Penkendorf (Pałac Panków).

Foto: Arne Franke, Berlin.

Habendorf (Owiesno)

Neben der 1260 erstmals als „Ovesnovo“ genannten slawischen Ortsgründung entstand ein deutsch besiedelter, 1292 als „Haverdorph“ genannter Ortsteil,²¹ zu dessen in der Literatur häufig genannter Templer-Burg²² es jedoch keine historischen Belege gibt.²³ Die heutige Anlage geht auf das frühe 14. Jahrhundert zurück,²⁴ als Jaroslaus von Pogarell eine Wasserburg auf fast kreisförmiger Grundfläche mit massiver Ringmauer und einer vermutlich hölzernen Binnenbebauung errichten ließ.²⁵ Diese wurde wohl durch Siegmund von Pogarell zwischen 1385 und 1417 durch einen dreiflügeligen Wohnbau mit Bergfried ersetzt.²⁶ Nach mehreren Besitzerwechseln seit der Mitte des 16. Jahrhunderts im Besitz der Familie von Bock,²⁷ ließ diese den südlichen Teil der Ringmauer von außen bebauen, darunter mit dem Torhaus und zwei Standerkern. Mit dem Erwerb der Anlage durch die Familie von der Heyde wurden die Gebäude 1721 aufgestockt. Über die Ehe der Sophie Juliane von der Heyde mit Friedrich von Seidlitz ging das Schloss 1797 in den Besitz seiner Familie²⁸ über, die es zwischen 1879 und 1885 modernisieren und den Wassergraben trockenlegen ließ.²⁹ Das bis 1945 der Familie Seidlitz-Sandreczki zugehörige Schloss war danach Wohnhaus für Repatrianten und wurde 1957³⁰ unter Denkmalschutz gestellt. Während einer Sanierung stürzte

15 Nowotny (1997), 41.

16 Chorowska (2003), 181.

17 Grundmann (1982), 159; Dąbrowski (2011).

18 Nowotny (1997), 41.

19 Weber (1909, Bd. 2), 98.

20 Wojewódzki Urząd Ochrony Zabytków we Wrocławiu (2016).

21 Weczerka (1977), 175; Grundmann (1982), 120.

22 Guerquin (1957), 67; Kajzer (2001), 368; Badstübner (2005),

723.

23 Weczerka (1977), 175; Grundmann (1982), 122.

24 Weczerka (1977), 175.

25 Weczerka (1977), 175.

26 Chorowska (2003), 106.

27 Weber (1909, Bd. 1), 11.

28 Weber (1909, Bd. 1), 11 – 12.

29 Weber (1909, Bd. 1), 12.

30 Wojewódzki Urząd Ochrony Zabytków we Wrocławiu (2021).



4 Schloss Habendorf
(Zamek Owiesno).

Foto: Arne Franke, Berlin.

Raudnitz (Rudnica)

Im Zentrum des im 13. Jahrhundert erstmals erwähnten Dorfes befindet sich die von einer Hofanlage flankierte Ruine des Schlosses. Dessen Ursprung ist ein zwischen 1550 und 1560³³ errichtetes, von einem Wassergraben umgebenes Festes Haus mit mehrgeschossigem Eckturm und reicher Sgraffitodekoration. Nach dem Verkauf des Anwesens 1573 ließ Georg von Nimptsch den Nordflügel anbauen.³⁴ Fabian von Reichenbach erweiterte 1577³⁵ das Schloss zu einer Dreiflügelanlage mit einem von Arkaden eingefassten Innenhof. Dieser wurde nach mehreren Eigentümerwechseln und dem Kauf des Gutes durch Wolf Dietrich von Haugwitz 1641³⁶ nach 1715 mit dem Südflügel geschlossen. Zwischen 1845 und 1876 erfolgten unter dem Besitzer Graf Conrad von Sternberg die klassizistische Überformung der Schlossanlage, der Anbau des Säulenportikus der Südseite, die Beseitigung der Wassergräben und die Anlage eines Landschaftsparks. 1884³⁷ gelangte das Gut in den Besitz von Anton³⁸ Graf von Strachwitz, in dessen Familie es bis 1945 blieb. Nach der Verwüstung des Schlosses zu Ende des Zweiten Weltkriegs wurde es nicht weiter genutzt und verfiel zur Ruine. Seit 1960³⁹ unter Denkmalschutz, erfolgten 1976 und 2018 restauratorische Sicherungsarbeiten der Sgraffitodekorationen, zuletzt im Auftrag der Agentur für die Umstrukturierung und Modernisierung der Landwirtschaft („Agencja Restrukturyzacji i Modernizacji Rolnictwa“, die sogenannte Agencja rolna).



5 Schloss Raudnitz
(Pałac Rudnica).

Foto: Arne Franke, Berlin.

1964³¹ der Bergfried ein und zerstörte dabei das Hauptgebäude, woraufhin der Bau aufgegeben wurde. 2002 übernahm die Stiftung „Burg Chudów“ (Fundacja „Zamek Chudów“) die Anlage, um sie dauerhaft zu sichern. Zwar wurde die Ruine danach archäologisch enttrümmert, die bereits begonnenen Sicherungsmaßnahmen hat man jedoch spätestens 2015 wieder eingestellt.

Vorgeschlagene Maßnahmen: Nach der Bauaufnahme und der Befragung der örtlichen Bevölkerung entstand die Idee, die Schlossruine in gepflegte Gartenanlagen einzubetten und Gebäudeteile mit nichtinvasivem Bewuchs zu bepflanzen. Damit soll ein stimmungsvolles Wechselspiel zwischen der pittoresken Ruinenarchitektur und der gestalteten Natur entstehen, ähnlich wie bei den Ruinen des Dorfes Ninfa in der italienischen Provinz Latium.

Vorgeschlagene Maßnahmen: Die Revitalisierungsidee sieht vor, die bereits enttrümmerte und statisch gesicherte Ruine mit einem bauarchäologischen Lehrpfad zu erschließen. Analog dem didaktischen Konzept der Fassadenmorphologie können die Ergebnisse historischer Bauforschung so illustriert und die wertvollen Sgraffitodekorationen aus der Nähe betrachtet werden. Hierzu sollen freistehende Stahltreppen und -galerien Teile der

Außen- und Innenhoffassaden zugänglich machen und so eine gefahrlose Begehung des Baukörpers ermöglichen. Die zum Teil noch gut erhaltenen Wirtschaftsgebäude könnten für eine touristische Infrastruktur adaptiert werden (Gastronomie, Unterkünfte, Veranstaltungsräume), um eine wirtschaftliche Basis für das Betreiben der Gesamtanlage zu gewährleisten.

31 Badstübner (2005), 724; Luczyński (2010), 545.

32 Fundacja Chudów (o. J.).

33 Badstübner (2005), 812.

34 Pszczółkowski (2013), 4.

35 Pszczółkowski (2013), 5.

36 Pszczółkowski (2013), 5.

37 Dąbrowski (2013).

38 Dąbrowski (2013).

39 Wojewódzki Urząd Ochrony Zabytków we Wrocławiu (2022).

Bibliographie

- Badstübner, Ernst; Popp, Dietmar et al. (Hg.): Dehio. Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Polen. Schlesien. München/Berlin 2005.
- Chorowska, Małgorzata: Rezydencje Średniowieczne na Śląsku. Zamki, pałace, wieże mieszkalne [Mittelalterliche Residenzen in Schlesien. Burgen, Schlösser, Wohntürme]. Wrocław 2003.
- Dąbrowski, Damian: Pałace Śląska. Rudnica, 2011. URL: <http://www.palaceslaska.pl/index.php/index-alfabetyczny/p/1073-pankow> (27.06.2022).
- Dąbrowski, Damian: Pałace Śląska. Rudnica, 2013. URL: <http://www.palaceslaska.pl/index.php/index-alfabetyczny/r/1252-rudnica> (25.06.2022).
- Deutsches Kulturforum östliches Europa, Potsdam; Franke, Arne (Hg.): Gelebtes Kulturerbe. Praktische denkmalpflegerische Aneignung eines gemeinsamen Kulturerbes in Schlesien im deutsch-polnischen Grenzraum. Potsdam 2022. URL: <https://www.kulturforum.info/de/verlag-medien/geschichte/8566-gelebtes-kulturerbe> (20.06.2022).
- Eysymontt, Krzysztof: Studium historyczno-architektoniczne zespołu pałacowego w Rudnicy [Historisch-architektonische Studie der Schlossanlage Raudnitz]. Wrocław 1979 (unveröffentlicht).
- Franke, Arne: Innovative Revitalisierungskonzepte für leerstehende Schlösser in Großbritannien und Siebenbürgen – zukünftige Konzepte auch für Schlesien? In: Denkmalgerechte Revitalisierung funktionslos gewordener Schlossbauten – Schloss Sztynort/Steinort in Polen. Hg. v. Deutsch-Polnische Stiftung Kulturpflege und Denkmalschutz. Görlitz 2012, 89 – 100.
- Franke, Arne: Kleine Kulturgeschichte der schlesischen Schlösser. 150 Adelssitze im Portrait, Band 1: Niederschlesien. Görlitz 2015.
- Fundacja „Zamek Chudów”, URL: http://www.zamekchudow.pl/137-historia_zespołu_zabytkowego_i_program_prac.html (03.08.2022).
- Grundmann, Günther: Gutachten über die kulturellen Werte der ehemaligen Fideikommissherrschaft Laasan bestehend aus den Gütern Laasan mit Beatenwald, Saarau, Peterwitz mit Friedrichsrodung und Neudorf. Breslau 1944 (unveröffentlichtes Typoskript).
- Grundmann, Günther: Burgen, Schlösser und Gutshäuser in Schlesien. Bd. 1. Die mittelalterlichen Burgruinen, Burgen und Wohntürme. Frankfurt/Main 1982.
- Guerquin, Bohdan: Zamki Śląskie [Schlösser in Schlesien]. Warszawa 1957.
- Kajzer, Leszek; Kołodziński, Stanisław; Salm, Jan: Leksykon Zamków w Polsce [Lexikon der Burgen in Polen]. Warszawa 2001.
- Lutsch, Hans: Die Kunstdenkmäler der Landkreise des Reg.-Bezirks Breslau, Band 2. Breslau 1889.
- Łuczyński, Romuald Mariusz: Losy rezydencji dolnośląskich w latach 1945 – 1991 [Das Schicksal der niederschlesischen Wohnsitze in den Jahren 1945 – 1991]. Wrocław 2010
- Łuczyński, Romuald Mariusz: Zamki, Dwory i pałace w Sudetach [Burgen, Herrenhäuser und Schlösser in den Sudeten]. Legnica 2008.
- Nowotny, Sobiesław: Rezydencje ziemi Świdnickiej [Residenzen der Region Świdnica]. Świdnica 1997.
- Pilch, Josef: Leksykon zabytków architektury Dolnego Śląska [Lexikon der Baudenkmäler in Niederschlesien]. Warszawa 2005.
- Pszczółkowski, Michał: Pałac w Rudnicy – historia, architektura, dekoracja/Rudnica palace – history, architecture, decoration. In: Architectus, Band 36 (2013) H. 4, 3 – 18.
- Weber, Robert: Schlesische Schlösser, Bd. 1 – 3. Dresden/Breslau 1909 – 1910.
- Weczerka, Hugo (Hg.): Handbuch der historischen Stätten: Schlesien. Stuttgart 1977.
- Wojewódzki Urząd Ochrony Zabytków we Wrocławiu (Hg.): Wykaz zabytków w powiecie świdnickim, stan czerwiec 2016 [Woiwodschaftsamt für Denkmalschutz in Wrocław (Hg.): Liste der Denkmäler im Bezirk Świdnica, Stand: Juni 2016]. URL: <http://wosoz.ibip.wroc.pl/public/?id=2589> (04.07.22).
- Wojewódzki Urząd Ochrony Zabytków we Wrocławiu (Hg.): Wykaz zabytków w powiecie dzierżoniowskim, stan luty 2021 [Woiwodschaftsamt für Denkmalschutz in Wrocław (Hg.): Liste der Denkmäler im Kreis Dzierżonów, Stand: Februar 2021]. URL: <http://wosoz.ibip.wroc.pl/public/?id=92696> (04.07.22).
- Wojewódzki Urząd Ochrony Zabytków we Wrocławiu (Hg.): Wykaz zabytków w powiecie świdnickim, stan marzec 2022 [Woiwodschaftsamt für Denkmalschutz in Wrocław (Hg.): Liste der Denkmäler im Bezirk Świdnica, Stand: März 2022]. URL: <http://wosoz.ibip.wroc.pl/public/?id=2589> (04.07.22).

Anna-Dorothea Ludewig

Das Schweizerhaus in Seelow und die Simon'schen Anlagen – ein Balanceakt zwischen regionalem Kulturerbe, lokalem Veranstaltungszentrum und internationalem Erinnerungsort

Dieser Beitrag widmet sich sowohl dem historischen als auch dem gegenwärtigen ‚Projekt Schweizerhaus‘ und ist daher in zwei Teile gegliedert: dem Leben und Wirken von Hugo Simon (1880–1950) in Seelow¹ und der aktuellen Gestaltung und Nutzung dieses Ortes.

Hugo Simon und das Schweizerhaus

Hugo Simon, 1880 in Posen als Sohn eines Lehrers geboren, hat die Geschicke seiner Zeit maßgeblich mitbestimmt: u.a. engagierte er sich als (parteiloser) Politiker für die USPD, führte ein privates Bankhaus in Berlin und trat als Mäzen in Erscheinung. Dass er sich nach einer Bankausbildung in Marburg an der Lahn in Berlin niederließ, war sicher dem spezifischen Charakter der – von ihm als „Stadt der Vorurteilslosigkeit“² bezeichneten Metropole geschuldet, könnte aber auch mit der Nähe zu seinem Heimatort Usch, heute Ujście, zusammenhängen: Usch war mit dem Zug, der Preußischen Ostbahn, über Schneidemühl, heute Piła, in weniger als zwei Stunden erreichbar. Auch Hugo Simons Frau Gertrud geb. Oswald stammte aus Posen, aus Koschmin (Koźmin Wielkopolski) und kam ebenso wie ihr Mann aus einer jüdischen Familie. Ihre Verbundenheit mit dem ländlichen Leben thematisiert Hugo Simon in seinem autobiographischen Romanfragment als der Protagonist seiner Braut die Kriterien der Wohnungssuche in Berlin erläutert: „Der Übergang vom Lande- zum Stadtleben wäre zu hart für Dich. Kaum ein Baum oder einen Strauch vor Augen zu haben, würde täglich Deine Sehnsucht danach verstärken, nicht ersticken.“³ Und so lebte das junge Ehepaar zunächst im grünen Zehlendorf; erst nach dem Ersten Weltkrieg siedelten sie in das urbane Tiergarten-Viertel um.



1 Hugo Simon (1907).

Foto: Familienarchiv

Hugo Simons besonderes Interesse galt aber eben nicht dem städtischen Leben, sondern der Schaffung einer Synthese aus Land(wirt)schaft und Kultur. Um diese umzusetzen, erwarb er 1919 das so genannte Schweizerhaus in Seelow, das Anfang der 1850er Jahre errichtet und als Ausflugslokal genutzt worden war. Der Name Schweizerhaus verweist dabei auf ein romantisches Ideal, das im Zusammenhang mit den englischen Landschaftsgärten entstanden war. Nina Senger und Jan Maruhn schreiben dazu:

„Schweizerhäuser symbolisierten [...] einen Traum unberührter hochalpiner Landschaften, in denen nur vereinzelt einfache kleine Häuser standen, die den naturnah lebenden Menschen Schutz bieten sollten. Doch fast ausnahmslos entsprachen die Häuser in den Parks nicht den meist aus Holz errichteten Bauten ihrer Vorbilder in Schweizer Tälern und an Berghängen; sie standen vielmehr stellvertretend für eine alpine Architektur im Allgemeinen.“⁴

Schweizerhäuser waren also Sehnsuchtsorte – und einen solchen sollte Hugo Simon in den kommenden knapp eineinhalb Jahrzehnten in Seelow gestalten.

Dieser Immobilienerwerb ist ungewöhnlich und bemerkenswert, denn das Schweizerhaus war eben kein Landhaus im klassischen Sinne, keine Sommerresidenz wie sie bspw. Max Liebermann (Wannsee), Albert Einstein (Caputh) oder auch Walther Rathenau (Bad Freienwalde) besaßen. Ein solches Refugium hätte dem Lebensstil seiner Gesellschaftsschicht entsprochen. Allerdings war das Schweizerhaus auch kein Landgut, dabei wäre es kurz nach dem Ersten Weltkrieg durchaus möglich gewesen, ein solches zu übernehmen. Aber offensichtlich wollte Hugo Simon neue und individuelle Wege beschreiten. Die Liebe zu Landschaft und Landwirtschaft hatte Hugo Simon aus seiner Heimat Posen mitgebracht: Er war auf einem Hof aufgewachsen, den sein Vater neben dem Lehrerberuf betrieb. Der Sohn dachte größer: Er kaufte und pachtete rund um das Schweizerhaus rund 320 Morgen Land, die er in einen professionellen landwirtschaftlichen Betrieb verwandelte, der sich insbesondere dem Obstanbau und der Geflügelzucht widmete. Hier zeigt sich bereits der große Unterschied zu den erwähnten Landsitzen der Berliner Prominenz – das Schweizerhaus mit den Simon'schen Anlagen war ein echtes Gut und sein Besitzer war – salopp for-

1 Die Angaben zu Hugo Simons Leben und Wirken beruhen im Wesentlichen auf den Beiträgen in Ludewig/Cardoso (2018) sowie den folgenden Publikationen: Senger (2011); Cardoso (2019); Ludewig (2021).

2 Simon (ca. 1941–1950), 841; vgl. auch Maruhn/Senger (2018), 30.

3 Simon (ca. 1941–1950), 843; vgl. auch Maruhn/Senger (2018), 30.

4 Maruhn/Senger (2018a), 80.

muliert – ebenso Bauer wie Bankier. Denn Hugo Simon war selbst die treibende Kraft, die hier eine hochmoderne Anlage entstehen ließ: Bewässerungsanlagen auf den Ackerflächen und der Einsatz einer Brutmaschine in der Geflügelzucht machen deutlich, dass Hugo Simon auch auf dem neuesten Stand der landwirtschaftlichen Technik war. Auch sein Interesse an Pflanzenzüchtung ist dokumentiert, an der Arbeit des 1928 gegründeten Kaiser-Wilhelm-Instituts für Züchtungsforschung nahm er regen Anteil, zumal dieses in Müncheberg und damit unweit von Seelow angesiedelt wurde. Das Institut war auf obstbauliche Forschung spezialisiert, und der Anbau von Obst bzw. Edelobst war ja auch ein zentrales Projekt von Hugo Simon.

Ein Tagebucheintrag Harry Graf Kesslers von 1932 gewährt einen Einblick in die Simon'schen Anlagen bzw. das Landgut:

„Mit Goertzens im Wagen nach Seelow zu Hugo Simons. Dort war nur noch der preussische Ministerpräsident Otto Braun, der Vormittags zur Jagd hinausgefahren war und draußen beim Hineinbugieren in die Garage sein Auto zu Schanden gefahren hatte. Er war aber den ganzen Tag trotz schlechter Jagd sehr aufgekratzt und amüsant, erzählte ostpreussische Geschichten u. liess sich viel über Politik aus. [...] Das Gut Seelow mit seinen hunderten von bunten Sittichen, seinen Zehntausenden von Hühnern (in diesem Jahr waren es 85, 000), seinem in Deutschland einzigartigen Edel Obst, das vom alten Kutter betreut wird usw. und das wir bis ins Letzte besichtigten, ist eine Sehenswürdigkeit.“⁵

Aber das Schweizerhaus war nicht nur ein landwirtschaftlicher Betrieb, sondern wurde durch eine Parkanlage ergänzt, in der sich Hugo Simons Lebensphilosophie spiegelte: zu nennen sind ein Verwalterhaus, das Goethes Gartenhaus in Weimar nachempfunden ist, und ein baulich an Schloss Sanssouci orientiertes Gewächshaus. Diese architektonischen Anspielungen sind als Hommage an die deutsche Kultur- und Geistesgeschichte im Allgemeinen und Friedrich II. sowie natürlich Goethe im Besonderen zu verstehen: Ersterer stand (und steht) für Bekenntnisfreiheit – auch wenn seine Haltung zum Judentum mehr als ambivalent war. Und Goethe, dessen Roman *Wahlverwandtschaften* (1809) für die Konzeption der Seelower Gärten von großer Bedeutung war, galt vielen Jüdinnen und Juden als Garant für eine Zugehörigkeit „jenseits von Religion und Nationalismus“⁶.



2 Sitzgruppe vor dem Schweizerhaus in Seelow (1920er Jahre).

Foto: Waldemar Titzenthaler, Familienarchiv

Darüber hinaus unterstrichen Skulpturen von Renée Sintenis, August Gaul und Arthur Storch jene Verbindung von Land(wirt)schaft und Kunst, die Hugo Simon ein wichtiges Anliegen war. Und sein Schweizerhaus war eben auch ein „Denkort und ein Handlungsraum“⁷. Fernab der großen Berliner Bühne fanden hier Politiker und Künstler/Künstlerinnen zusammen, landwirtschaftlich Interessierte wurden ebenso angezogen wie jene, die nur ein ruhiges Fleckchen Erde suchten. Alle waren sie willkommen, allen wurde die Gastfreundschaft der Familie Simon zuteil. Diese Gastfreundschaft ist in Gästebüchern dokumentiert, von denen der letzte Band erhalten ist und u.a. einen Eintrag von Thomas Mann enthält, der Seelow am 20. Oktober 1930 einen Besuch abgestattet und die folgende Notiz hinterlassen hat: „Voller Bewunderung für das schöne Kulturwerk von Seelow.“ Zeichnungen von Ludwig Kainer und Max Pechstein finden sich darin ebenso wie Einträge von Franz Ullstein, Sohn des Verlagsgründers Leopold, und Alfred Döblin. Und der französische Gesandtschaftsrat fasst seine Eindrücke begeistert zusammen: „Les Jardins cette scene, quelles merveilles.“⁸

Hugo Simon lebte in Seelow seinen Traum von einer besseren Welt: Den Menschen seiner Umgebung und insbesondere seinen Angestellten gegenüber empfand er eine besondere Fürsorgepflicht; im Bereich des Wirtschaftshofs ließ er Wohnungen für sie errichten. Und sein Park war kein Privatgarten, sondern stand auch den Einwohnerinnen und Einwohnern Seelows offen. Dieses landwirtschaftliche Kulturprojekt fand 1933 ein jähes Ende: Bereits im März floh Hugo Simon nach Paris, wo es ihm nochmal gelang, sich eine Existenz aufzubauen; zudem unterstützte er den Widerstand gegen die Nationalsozialisten. Sein in Deutschland verbliebenes Vermögen wurde noch 1933 „wegen Staatsfeindlichkeit“⁹ konfisziert; 1937 wurden er und seine Frau offiziell ausgebürgert. Nach dem Einmarsch der Nationalsozialisten 1940 entkamen sie mit falschen tschechoslowakischen Pässen über Umwege nach Brasilien, wo er u.a. mit der Züchtung von Seidenraupen den Lebensunterhalt verdiente. Dort starb Hugo Simon 1950. Seit dem Ende des Krieges hatte er versucht, seine Identität wiederzuerlangen; was ihm letztendlich auch gelang. Die Schreiben der dafür benötigten Bürgen sind erhalten: es handelte sich u.a. um Albert Einstein und Thomas Mann. Das erste Dokument, in dem Hugo Simon wieder mit seinem ursprünglichen Namen geführt wird, ist seine Sterbeurkunde.¹⁰

5 Kessler (2010), 517f.

6 Mosse (1992), 44.

7 Ludewig/Cardoso 2018.

8 Vollständiger Abdruck/Faksimile des Gästebuchs in: Ludewig/Cardoso 2018, 72-79.

9 Mann (1977), 263.

10 Die genannten Dokumente sind (als Faksimile) in der erwähnten Ausstellung im Schweizerhaus in Seelow zu sehen.

Ob er noch in der Lage war, Informationen über die Geschichte seines Schweizerhauses einzuholen, wissen wir nicht. Es war unmittelbar nach seiner Flucht nach Paris von den Nationalsozialisten beschlagnahmt worden. Dass Seelow hingegen zum Schauplatz einer entscheidenden Schlacht am Ende des Zweiten Weltkriegs wurde, der Schlacht um die Seelower Höhen, hat Hugo Simon mit großer Sicherheit erfahren, wenn wohl auch mit Verzögerung. Nicht ohne Grund hat Rafael Cardoso, der Urenkel Hugo Simons, eine entsprechende Szene in seinen 2016 erschienenen Familienroman *Das Vermächtnis der Seidenraupen* aufgenommen:

„Hugos Hand zitterte leicht, als er die Zeitung ins Morgenlicht hielt. Es war nicht das erste Mal, dass er den Ortsnamen Seelow auf der Titelseite des *Correio da Manhã* las. Das war vor ein paar Tagen geschehen, und das Gefühl von Unwirklichkeit hatte ihn derart überwältigt, dass er sich die Augen reiben musste wie eine Comicfigur. [...] Die rote Armee, hieß es, stehe an der Oder und bereite sich auf den Ansturm gegen die Positionen vor, die die Wehrmacht auf den Seelower Höhen errichtet habe.

Wo befanden sich diese sogenannten Höhen?, fragte sich Hugo. Die Gegend war im Wesentlichen Flachland. Aber es musste da irgendeine Stelle geben, an die er sich nicht mehr erinnern konnte. Schließlich war es zwölf Jahre her, dass er zum letzten Mal einen Fuß dorthin gesetzt hatte.“¹¹

Gegenwart und Zukunft

Heute erinnert die Gedenkstätte Seelower Höhen an diese Schlacht; unmittelbar dahinter liegt das Schweizerhaus – zweifellos ein Ort, an dem sich Geschichte verdichtet und greifbar wird.

Während der DDR-Zeit (bis 1990) wurde das Schweizerhaus mit seinen Anlagen als VEG Gartenbau Seelow landwirtschaftlich weitergenutzt und in den 1990er Jahren an die Erben Hugo Simons rückübertragen, die es an die Stadt Seelow veräußerten. Heute ist

das Schweizerhaus im Besitz der im vergangenen Jahr gegründeten Hugo Simon Stiftung. Doch diese Entwicklung war und ist keineswegs selbstverständlich.

Der Heimatverein „Schweizerhaus Seelow e.V.“ hat vor rund 15 Jahren begonnen, sich mit der vielschichtigen Vergangenheit der Simon’schen Anlagen auseinanderzusetzen, das verwilderte Grundstück wieder zugänglich zu machen und die verschiedenen Bauten zu sanieren – die Geschichte sollte in die Gegenwart transferiert und allgemein zugänglich gemacht werden. Diese (längst nicht abgeschlossenen) Arbeiten wurden und werden von örtlichen Akteur:innen getragen, die sich für lokale Geschichte(n) interessieren und teilweise in persönlicher Verbindungen zum VEG „Gartenbau Seelow“ standen, das in gewisser Weise an das Mustergut angeknüpft hatte. Die Geschichte Hugo Simons und seiner Familie war hingegen in Vergessenheit geraten, wurde aber nun – gleichsam erinnerungsarchäologisch – wieder freigelegt. Die Funde, die der Heimatverein dabei machte, waren oft überraschend: So kam der persönliche Kontakt mit Rafael Cardoso über einen Zeitungsartikel zustande, der ihn und sein neues Buch vorstellte. Die Mitglieder des Heimatvereins wurden auf diesen Artikel aufmerksam gemacht, ergriffen die Initiative und versuchten Cardoso persönlich zu erreichen, was schließlich auch gelang. Aus dieser Begegnung ist eine intensive Zusammenarbeit entstanden, die auch die Wahrnehmung und das Selbstverständnis des Schweizerhauses als Erinnerungsort und damit als „langlebige[n], Generationen überdauernde[n] Kristallisationspunkt kollektiver Erinnerung und Identität“¹² wesentlich geprägt hat.

Inzwischen hat sich die (teilsanierte) Anlage zu einem arbeitsintensiven Projekt ausgewachsen: Das Schweizerhaus wurde nebst einem Teil des Gartens vollständig wiederhergerichtet und kann für verschiedene Veranstaltungen gemietet werden, bspw. für Tagungen, aber auch für Hochzeiten, da das Gelände auch eine Außenstelle des örtlichen Standesamtes ist. Im Sommerhalbjahr findet sonntags das so genannte Sammeltassen-Café statt, das sich zu einem überregionalen Anziehungspunkt entwickelt hat. Zusätzlich werden Veranstaltungen wie Lesungen und musikalische Abende ausgerichtet.

11 Cardoso (2016), 520.

12 François/Schulze (2003), 18.



3 Schweizerhaus Seelow (2020).
©Matthias Lubisch / Libbenichen

Führungen über das Grundstück werden regelmäßig, aber auch auf Nachfrage angeboten. Zudem wurde von Rafael Cardoso und der Autorin eine Ausstellung entwickelt, die Hugo Simons Leben und Wirken zeigt. 2018/19 war sie zunächst in der Brasilianischen Botschaft in Berlin und seit September 2019 ist sie als Dauerausstellung im Schweizerhaus zu sehen. Die verschiedenen hier erwähnten Publikationen zu Hugo Simon¹³ stoßen im Umfeld von Seelow – ebenso wie die Ausstellung – auf reges Interesse. Inzwischen fungiert die bereits erwähnte Hugo Simon Stiftung, der Rafael Cardoso vorsitzt, als Eigentümerin der Anlage.

Ein zentrales Anliegen ist es, die drei Skulpturen, die den Park des Schweizerhauses einst geprägt haben, wieder nach Seelow zu bringen. Das ist zu Zweidritteln gelungen: Während die Suche nach dem Gaul'schen Bär noch nicht abgeschlossen ist, konnte von dem wohl im Krieg eingeschmolzenen „Esel von Seelow“, einer Bronzeplastik der bekannten Berliner Bildhauerin René Sintenis, die auch zu Hugo Simons Freundeskreis gehörte, ein Abguss in Auftrag gegeben werden; die Originalform war noch erhalten. Seit 2018 steht der Esel nun im Eingangsbereich des sanierten Schweizerhauses. Die Geschichte des Hirschebers, einer Porzellanfigur von Artur Storch, ist besonders interessant: Nachdem Scherben der Originalfigur auf dem Grundstück gefunden worden waren, gab der Heimatverein eine Teilrekonstruktion in Auftrag, konnte aber gleichzeitig ein intaktes Exemplar des in limitierter Auflage von der Aeltesten Volkstedter Porzellanmanufaktur in Thüringen gefertigten Hirschebers erwerben. Beide sind jetzt im Schweizerhaus zu sehen; und die Bruch- und Leerstellen der ursprünglichen Figur, die wohl im Krieg zerstört wurde, scheinen die Geschichte des Schweizerhauses symbolisch darzustellen. Denn es kann eben nicht um historisierende Rekonstruktionen gehen, sondern um eine Spurensuche entlang von Bruch- und Leerstellen, die zu Anknüpfungspunkten für die Gegenwart werden können.

Die in Seelow geleistete Arbeit kann sich nicht auf eine institutionelle Förderung stützen, sondern finanziert sich aus den Einnahmen aus dem Kaffee- und Kuchenverkauf sowie den Eintrittsgeldern für Veranstaltungen, die durch die Corona-Zeit natürlich stark eingeschränkt waren. Ohne die Unterstützung insbesondere der Hermann Reemtsma Stiftung (Hamburg), die dieses Projekt nicht nur finanziell fördert, sondern auch mit Rat und Tat zur Seite steht, wäre Vieles nicht möglich gewesen.

Der Balanceakt, materielles und intellektuelles Kulturerbe miteinander in Beziehung zu setzen, (wieder) sichtbar zu machen und einen lebendigen, dynamischen Erinnerungsort zu gestalten, ist in Seelow bislang weitestgehend gelungen – auch deshalb, weil der Impuls aus einem lokalen Verein kam, der sich im Laufe seiner Arbeit ebenso um Kontakt zu den Nachfahren Simons als auch um externe wissenschaftliche Expertise bemüht hat. Diese Verbindung aus sowohl historischer als auch gegenwärtiger Verortung scheint aufzugehen. Dennoch sind zukünftig zahlreiche Herausforderung zu bewältigen: Das nunmehr über die Stiftung abgesicherte Schweizerhaus soll auf verschiedenen Ebenen weiterentwickelt, die Gartenanlagen nebst Gebäuden müssen weiter saniert und erhalten werden. Die Re-Etablierung einer – im Sinne Hugo Simons – nachhaltigen Landwirtschaft auf dem Grundbesitz rund um das Schweizerhaus ist ein weiteres hochgestecktes Ziel. Zudem soll die Geschichte des Anwesens während der NS-Zeit ebenso dokumentiert werden wie die des VEG – die Einbeziehung der DDR-Geschichte ist in diesem Zusammenhang besonders wichtig und sinnvoll, können doch (noch) Zeiteug:innen befragt und Archivalien gesichert werden. Daran anknüpfend wäre es denkbar, gemeinsam mit anderen regionalen Projekten eine Geschichte der Landwirtschaft und Gartenkultur im Oderbruch zu erarbeiten. Möglicherweise ließe sich auch eine Verbindung zu Hugo Simons Posener Geburtsort Usch herstellen. Zudem wird das Ensemble vom Verein als Veranstaltungsort bespielt. Das soll unbedingt beibehalten werden, dennoch müssen Nutzungskonzepte entwickelt werden, die darüber hinausgehen, überregional wahrgenommen werden – und nicht zuletzt eine dauerhafte Finanzierung ermöglichen.

Die Randlage, in die das Schweizerhaus und die Simon'schen Realutopien seit 1933/45 (im geographischen und geistigen Sinne) gerückt wurden, können und sollen heute Anknüpfungspunkte für nachhaltige Kultur- und Land(wirt)schaftskonzepte bieten und auf diese Weise eine lebendige Brücke zwischen Vergangenheit und Zukunft schlagen.



4 Aufgang zur Ausstellung im Schweizerhaus Seelow mit René Sintenis' Esel von Seelow (2020). Foto: Alexander Butz

13 Eine umfangreiche Biographie von Nina Senger und Jan Maruhn wird voraussichtlich im Herbst 2022 bei Nimbus erscheinen.

Bibliographie

- Cardoso, Rafael: Das Vermächtnis der Seidenraupen. Geschichte einer Familie. Deutsch von Luis Ruby. Frankfurt a.M. 2016.
- Cardoso, Rafael: "The Living Archive: On Hugo Simon's posthumous return to Germany". In: Archive und Museen des Exils. Hg. V. in: Sylvia Asmus, Doerte Bischoff, Burcu Dogramaci. Berlin/Boston 2019, 96 - 107.
- François, Etienne, Schulze, Hagen (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte. Band 1: Einleitung. München 2003, 9 - 24.
- Heimatverein "Schweizerhaus Seelow e.V." (Hg.): Der Hirscheber im Schweizerhaus. Eine Geschichte in 159 Scherben. Seelow 2021 (Broschüre).
- Kessler, Harry Graf: Das Tagebuch: 1880–1937. Band 9: 1926–1937. Hg. v. Roland S. Kamzelak und Ulrich Ott. Stuttgart 2010, 517f. (Eintrag vom 16./17.10.1932).
- Ludewig, Anna-Dorothea; Cardoso, Rafael (Hg.): Handlungsorte und Denkräume. Hugo Simon in Berlin. Berlin 2018.
- Ludewig, Anna-Dorothea: Hugo Simon: Vom roten Bankier zum grünen Exilanten. Berlin 2021 (Jüdische Miniaturen 279).
- Mann, Thomas: Tagebücher. Band 2: 1933–1934. Hg. v. Peter de Mendelssohn, Frankfurt/M. 1977.
- Maruhn, Jan; Senger, Nina: „Die Stadt der Vorurteilslosigkeit: Hugo Simon in Berlin“. In: Handlungsorte und Denkräume. Hugo Simon in Berlin. Hg. v. Anna-Dorothea Ludewig und Rafael Cardoso. Berlin 2018, 28 - 50.
- Maruhn, Jan; Senger, Nina: „Weltentraum und Arbeitsraum. Hugo Simon, das Schweizerhaus und die Simon'schen Anlagen“. In: Handlungsorte und Denkräume. Hugo Simon in Berlin. Hg. v. Anna-Dorothea Ludewig und Rafael Cardoso. Berlin 2018, 80 - 97.
- Mosse, George L.: Jüdische Intellektuelle in Deutschland. Zwischen Religion und Nationalismus. Mit einer Einleitung von Aleida Assmann, Frankfurt a. M./New York 1992.
- Senger, Nina: „Hugo Simon (1880–1950). Bankier – Sammler – Philanthrop“. In: Jüdische Sammler und ihr Beitrag zur Kultur der Moderne. Hg. v. Annette Weber. Heidelberg 2011, 149 - 163.
- Simon, Hugo: Seidenraupen, ca. 1941–1950. Teilnachlass Hugo Simon. Deutsches Exilarchiv 1933–1945 der Deutschen Nationalbibliothek. EB 2005/063-A.01.0001.

Jüdisches Kulturerbe – Zivilgesellschaftliches und institutionelles Engagement

Gabi Dolff-Bonekämper

Das verwaiste jüdische Erbe von Konin. Grenzgänge in anderer Leute Vergangenheitsraum

Für Theo Richmond
1929-2022*

Meine erste Begegnung mit der Stadt

Im Juni 2014 reiste ich mit dem Berlin-Warschau-Express zu einer Konferenz der Deutsch-Polnischen Schulbuchkommission zum Thema „historische Kulturlandschaft“. Historiker, Historikerinnen, Geographen und Geographinnen sollten darüber debattieren, wie die Geschichte der diversen Polnischen Teilungen in deutschen und polnischen Schulbüchern dargestellt und veranschaulicht werden können.¹ Die Konferenz fand in Ciazyn (Ciążyn) statt, im früheren Sommerschloß des Posener Bischofs. Das Schloß liegt am Rande der Warthe (Warta)-Niederung, sehr nahe der auf dem Wiener Kongreß nochmals neu gezogenen Grenze zwischen dem preußischen und dem russischen Teilungsgebiet, auf der historisch russischen Seite.

Zum Programm der Konferenz gehörte eine Exkursion. Wir sollten Landschaften und Bauwerke im Grenzraum der früheren preußischen und russischen Teilungsgebiete besichtigen. Eine Station auf dieser Tour war die Stadt Konin. Das alte Konin, eine kleine, im Kern auf eine mittelalterliche Gründung zurückgehende Stadt, liegt an einer Biegung des vielfach gewundenen Flußlaufs der Warthe, südlich der 1921 gebauten Bahnstrecke von Berlin über Posen nach Warschau. Diese Route hatte ich für meine Anreise genutzt. Das neue, moderne Konin entstand beiderseits der Bahnstrecke. Heute lebt die Stadt vom Braunkohletagebau und der Leichtmetallindustrie.

Von der früheren Bedeutung Konins für die Verkehrswege des Landes am Übergang über die Warthe zeugt ein großer Meilenstein, der laut Inschrift 1151 gestiftet wurde und bis heute Stolz der Gemeinde ist.²

Im Zuge der drei Polnischen Teilungen (1772, 1793, 1795) fiel die Stadt mit ihrem Umland 1793 an die Provinz Südpreußen, die bis 1807 bestand. In dieser kurzen Zeit wurde das neue Rathaus an der heutigen Straße des 3. Mai errichtet, das mit seiner klassizistischen Formensprache dem Stil der preußischen Staatsbaukunst um 1800, also der Zeit David Gillys, eine Generation vor Karl Friedrich Schinkel, nahesteht. Nach der Niederlage Preußens und dem von Napoleon oktroyierten Frieden von Tilsit fiel Konin 1807 an das neu errichtete Herzogtum Warschau und 1815, nach dem Sieg der verbündeten Gegner Napoleons, an das neu gebildete Kongreßpolen, das, als unselbständiges Königreich Polen, dem russischen Zaren unterstellt wurde. Die Grenze zum nunmehr dem Königreich Preußen gänzlich einverleibten westlichen Teilungsgebiet verlief in nur ca. 30 km Entfernung von Konin.

Das Programm der Exkursion sah vor, daß wir, mehr aus reiselogistischen als aus programmatischen Gründen, zunächst das Koniner Bezirksmuseum im nördlich der Stadt gelegenen Dorf Gosławice besuchen, dann weiter über Land fahren und am Ende des Nachmittags die alte Stadt besichtigen sollten.



1 Historische Karte des Königreichs Polen und der preußischen Provinzen West- und Ostpreußen. Der Kartenausschnitt zeigt nur das Grenzgebiet. Aus: Liechtenstern's und Henry Langes Schul-Atlas zum Unterricht in der Erdkunde, Zwanzigste Auflage, Braunschweig, Druck und Verlag von George Westermann, 1871.

* Autor des grundlegenden Buches über die Geschichte und das Schicksal der Juden in Konin und wichtiger Gesprächspartner der Autorin.



2 Jüdische Grabsteine vom zerstörten Friedhof in Turek, ausgestellt im Burghof des Koniner Bezirksmuseums in Gostawice.

Bilder 1-9: Gabi Dolff-Bonekämper 2014.

Das Bezirksmuseum in Gostawice

Das Museum wurde 1986 in der 1978-1986 restaurierten spätmittelalterlichen Burg, einem stattlichen Backsteinbau eingerichtet. Im äußeren Burghof, in den Nischen der gründlich restaurierten Umfassungsmauern sehen wir als Erstes zahlreiche, an die Mauern gelehnte jüdische Grabsteine. Viele davon sind zerbrochen, die meisten aber noch immer lesbar. Wir erfahren, daß das Museum über eine sehr große Sammlung jüdischer Grabsteine verfügt, die von während der Nazi-Besatzungszeit zerstörten jüdischen Friedhöfen des Koniner Umlandes stammen. Alleine 500 Steine stammen aus dem Städtchen Turek, das 26 km südöstlich von Konin liegt.³ Wir betreten das Museum und werden von unserem Fremdenführer zuerst in die Judaika-Abteilung geleitet, die im ersten Geschoß der Burg in zwei recht niedrigen, fensterlosen ziegelgewölbten Räumen mit kostbaren Rotmarmor-Bodenbelägen eingerichtet ist. Wir erfahren, daß der Anteil jüdischer Bewohner an der Gesamtbevölkerung Konins im 19. Jahrhundert stark anwuchs.⁴ Den Grund hierfür erläutert die Historikerin Monica Rütters:

„Die polnisch-russische Judenpolitik wollte die Juden aus ihrer wirtschaftlich-sozialen Sonderstellung und kulturellen Abgeschiedenheit herausholen und zu ‚nützlichen‘ Bürgern erziehen. [...] Die rechtliche Gleichstellung der Juden erfolgte im Jahre 1862. Polen hatte damit unter russischer Herrschaft eine weit fortschrittlichere Judengesetzgebung als Russland selbst.“⁵



3 Jüdische Kultgerätschaften aus dem „Schatz von Sompolno“ im Koniner Bezirksmuseum in Gostawice.

In die Anfangszeit des von der russischen Verwaltung geförderten Wachstums der Jüdischen Gemeinde fiel die Errichtung der neuen und stattlichen Koniner Synagoge (1825-1828), die einen Vorgängerbau aus Holz ersetzte.⁶ Einige gerahmte Bauzeichnungen sind im Museum ausgestellt. Sie zeigen die Entwürfe für die in den 1880er Jahren errichtete Mikwe sowie die in den 1870er Jahren erfolgte Erweiterung der Synagoge. Im Übrigen kombiniert die Ausstellung großformatige Reproduktionen von Bildern traditionell gekleideter bärtiger Würdenträger mit Tafeln, auf denen Originaldokumente und Fotos aus der jüngeren Geschichte der jüdischen Gemeinde angeordnet sind. An einer Wand sind Bruchstücke besonders kunstvoll gearbeiteter farbig gefasster Grabsteine ausgestellt, die von dem in Turek geborenen Bildhauer Henryk Glicenstein⁷ geschaffen wurden. Im Raum und an der Wand stehen Vitrinen mit kostbaren Kultgeräten aus dem jüdischen Gottesdienst. Ein bedeutender Teil davon gehört, so erklärt man uns, zum „Schatz von Sompolno“. Das Städtchen Sompolno liegt 32 km nordöstlich von Konin. Im Jahre 1931 lebten dort 1125 Juden.⁸ Die Kultgeräte wurden vom Gemeindevorstand an einem sicheren Ort vergraben, wie auch andernorts geschehen, angesichts der drohenden Deportation der Gemeindeglieder durch die deutsche Besatzungsmacht. Die Sompolnoer Juden und Jüdinnen wurden im Februar 1942 im 30 km östlich von Konin eingerichteten Vernichtungslager Kulmhof in Chełmno nad Nerem ermordet.⁹ Die Kultgegenstände wurden im Zuge von Bauarbeiten in den 1990er Jahren wiederaufgefunden. Sie werden als „Schatz von Sompolno“ bezeichnet und im Museum präsentiert.

Unser Fremdenführer trägt allgemeine Fakten über den Gebrauch der ausgestellten Geräte und über die relative Größe der jüdischen Gemeinde von Konin im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung im 18., 19. und 20. Jahrhundert vor und spricht auch, unter Nennung genauer Zahlen, über die Deportation und Ermordung der Koniner Juden. Er bleibt aber seltsam wortkarg, als wir ihn näher nach der Geschichte und der Herbringung der Exponate, sowie nach dem Leben der jüdischen Koniner befragen wollen. Dies ist nicht sein Wissensgebiet.

3 Samorządu Województwa Wielkopolskiego [Selbstverwaltung der Woiwodschaft Wielkopolski].

4 Richmond (1997), 531. Theo Richmond stellte hier eine Tabelle aus mehreren verfügbaren Quellen zusammen, hauptsächlich aus der Forschung von Klevan.

5 Rütters (2008).

6 Willkommen bei Konin: Denkmale.

7 Thieme (1916), 253. Henryk Glicenstein wurde vor dem Ersten Weltkrieg mit seinen Bildhauerarbeiten bekannt. Er emigrierte 1928

in die USA. Sein Name und Werk sind im digitalisiert zugänglichen Künstlerlexikon Thieme-Becker verzeichnet.

8 Breyer (1938).

9 The List of Places. Die im Lager Kulmhof geführte Liste der Herkunftsorte der Ermordeten enthält für Sompolno den Eintrag Vernichtungsdatum 2. Februar 1942. Für die Deportation und Ermordung der Gemeindeglieder von Turek – von dort stammen die 500 jüdischen Grabsteine – finden sich in der Liste Einträge von 1941 und 1942.



4 Das Koniner Rathaus an der Straße des 3. Mai, errichtet 1796-1803, in der Zeit, in der Konin der Provinz Südpreußen angehörte.



5 Die Straße des 3. Mai mit den kleinen Wohn- und Geschäftshäusern des späten 19. Jahrhunderts. Die schmiedeeisernen Balkone sind eine Neuheit im Koniner Stadtbild.



6 Die Synagoge mit ihren charakteristischen, vielfach profilierten „Schlüsselloch“-Fenstern. Zaun und Vorplatz sind unverändert erhalten.

In der alten Stadt

Später am Tage, nach einem Abstecher in die Braunkohletagebau-Nachfolgelandschaft sowie in die weiträumige Agrarlandschaft und nach der Besichtigung einiger eindrucksvoller historischer Sakralbauten, fahren wir mit dem Bus zurück nach Konin. Nicht in die moderne Stadtmitte mit ihren steilen Plattenbauten und dem Bahnhof aus der realsozialistischen Zeit, sondern, über Viadukte und weiträumig gekurvte Straßen durch die Warthe-Niederung, zum alten Konin, das sich als schmuckes kleines Städtchen erweist. Wir sehen den Meilenstein, die Kirche und das preußisch-klassizistische Rathaus. An der Straße des 3. Mai entdecken wir die aneinander gereihten bescheidenen zweigeschossigen Häuser aus der russischen Zeit, mit ihren kleinen Ladenlokalen im Erdgeschoß und ihren schmiedeeisernen Balkonen.

Unser Fremdenführer geleitet uns zu einem Platz, in dessen Umgebung sich, wie er sagt, früher das jüdische „Schtetl“ befunden hat. Die 1825-29 errichtete Synagoge, deren Erweiterungsplan im Museum hängt, sahen wir in einer Straße, die vom Platz zum Park führt. Sie ist, mit ihren hohen, orientalischem anmutenden „Schlüsselloch“-Fenstern ein sehr frühes und sehr beachtliches Beispiel des „maurischen“ Synagogenstiles, der im 19. Jahrhundert weit verbreitet war.¹⁰ Rechts daneben sehen wir das ehemalige Schulhaus (Bes-Medresch) und links davon sollte unter dem Gebäude einer Filiale der Supermarktkette Lewiatan noch die Mikwe erhalten sein, deren Bauplan von 1882 wir ebenfalls im Museum sehen konnten. Die Synagoge wurde im Krieg beschädigt, dann zunächst als Lager benutzt und nach Jahren der Vernachlässigung instandgesetzt, um dort die städtische Bibliothek unterzubringen.¹¹ Sowohl das Schulhaus als auch die Synagoge standen leer, als wir sie 2014, leider nur von außen, sehen konnten.

Aber wo konnte hier ein ganzes „Schtetl“ gewesen sein? Wie sah es aus, wie groß war es, wie lebten die Leute dort? Gibt es, abgesehen vom Bes-Medresh und der Synagoge, weitere bauliche Spuren im Stadtraum? Ich sehe keine, nicht einmal eine erkennbare Leerstelle, wo man die frühere Anwesenheit des Schtetls hätte spüren können. Ich bitte unsere vortreffliche Dolmetscherin, dem Fremdenführer meine Frage nach der baulichen und städtebaulichen Eigenart des Koniner Schtetls zu stellen. Er hat keine Antwort und wiederholt, daß es eben hier war. Später erkenne ich, daß meine Frage falsch gestellt war.

¹⁰ Vgl. Hammer-Schenk (1981).

¹¹ Richmond (1997), 491. Richmond schildert den Bibliotheksbetrieb und den restaurierten Zustand des Inneren der Synagoge zur Zeit seines Besuches.



7 Rückfront der Synagoge, Erweiterungsbau von 1875.

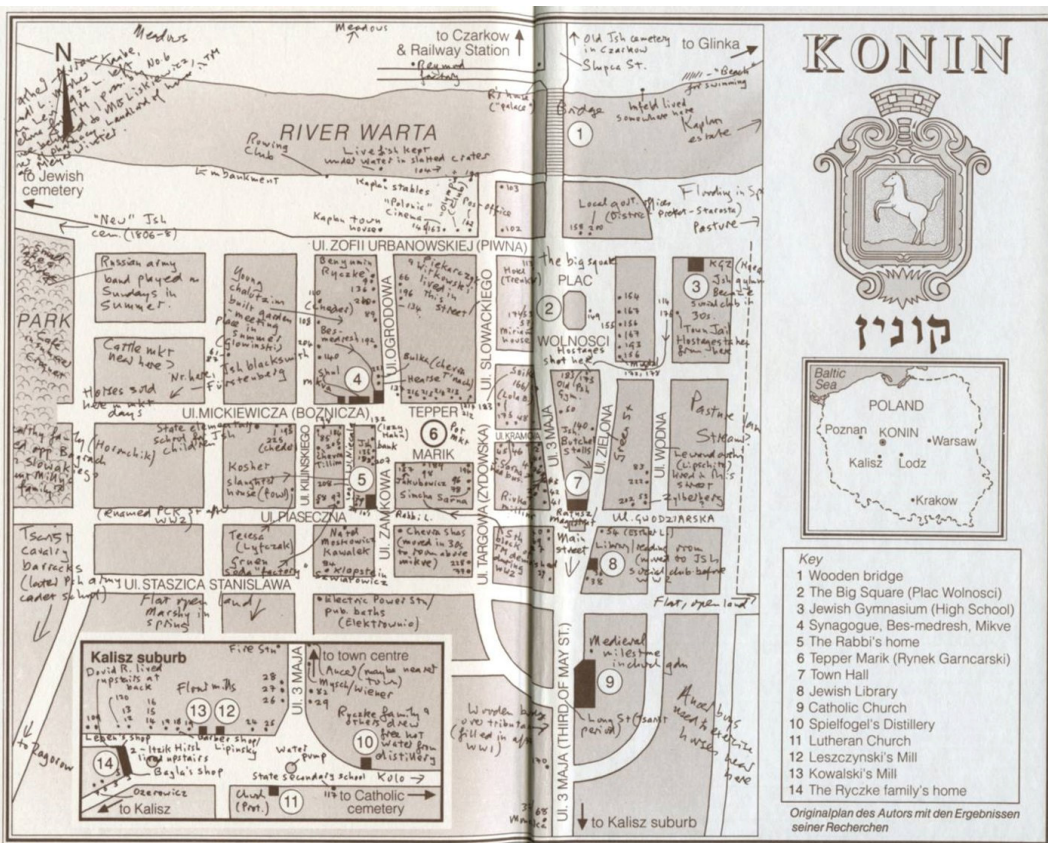


8 Das Schulhaus, auch Sitz der einst berühmten Koniner Bibliothek (Bes-Medesh, um 1870) an der Straßenecke zum ehemaligen Tepper Marik, dem Zentrum des Schtetls.



9 Das Gebäude der 1882 geplanten Mikwe neben der Synagoge. Es ist wahrscheinlich, daß unter dem heutigen Supermarkt die tieferliegenden Bauteile der Mikwe erhalten sind.

„Das Herz des Shtetlech war der Marktplatz, der von den großen Häusern der reichen Juden umgeben war. Hier herrschte wochentags unvorstellbarer Trubel, denn der Markt war zugleich auch Hauptberührungspunkt zwischen Juden und Nichtjuden, und die Bauern der Umgebung brachten ihre Waren zum Verkauf. In den weniger wohlhabenden Straßen des Shtetlech waren die Häuser häßlich und schmutzig, oft direkt aneinander gebaut, um eine Wand zu sparen, dadurch aber schief und krumm. Im Sommer wie im Winter versank man im Schlamm der Straßen. Oft mußten sich mehrere Familien eine einzige Stube teilen. Die Armut war im äußeren Anschein des Shtetlech nicht zu übersehen. Für die Bewohner des Shtetlech waren solche Äußerlichkeiten nicht wichtig, denn: ‚Mein Shtetel, das sind die Leute, die darin wohnen, nicht der Ort, die Gebäude oder die Straße.‘“¹²



Ein Shtetel ist nicht an einer spezifischen städtebaulichen Form oder Architektur oder am Zustand von Gebäuden zu erkennen, die geplant oder ungeplant entstanden, sondern an einer charakteristischen sozialen Dichte und Betriebsamkeit, am Rhythmus der Woche, am Verhalten der Bewohner. In Abwesenheit von Juden gibt es demnach kein Shtetel, selbst wenn noch die Häuser stehen, die früher von Juden genutzt und bewohnt wurden. Die Juden aber waren in Konin so vollständig abwesend, daß ich Mühe hatte, sie mir überhaupt vorzustellen, oder sie zu vermissen.

Nachträgliche Forschungen

Nach Berlin zurückgekehrt, machte ich mich auf die Suche nach weiteren Informationen. Ich finde die schon erwähnten Daten über die Deportation der jüdischen Einwohner von Sompolno und Turek im

10 Theo Richmonds beschrifteter Stadtplan, reproduziert aus dem hinteren Vorsatz der deutschen Ausgabe seines Buches: Theo Richmond, Konin. Auf der Suche nach der Stadt meiner Eltern, C. Bertelsmann, München 1997.
© Theo Richmond.

Internet.¹³ Und ich entdeckte die Anzeige für ein Buch des englischen Autors Theo Richmond, das er „Konin. A Quest“ genannt hatte und dessen deutsche Übersetzung unter dem Titel „Konin. Auf der Suche nach der Stadt meiner Eltern“ ich mir umgehend bestellte. Das Buch erschien erstmalig 1995 in Englisch, 1997 in Deutsch und 2001 in Polnisch.¹⁴

Theo Richmonds Eltern wuchsen beide im „Shtetel“ von Konin auf und wanderten kurz vor dem Ersten Weltkrieg nach England aus. Der Familienname des Vaters war Ryzke, bevor der Vater ihn anglicisierte, der der Mutter Sarna. Mehrere Mitglieder der Familie Sarna gingen mit nach England. Die Mitglieder der Familie Ryzke wurden, wie die allermeisten der wohl 3.000 Koniner Juden, während der deutschen Besatzungszeit verschleppt und ermordet. Theo Richmond wurde in England geboren und hatte in seinem Leben schon oft den Ortsnamen Konin gehört, bevor er sich 1987 entschloß, das Leben und auch das Sterben der Koniner Juden zu erforschen. Auslöser war das Jahre zuvor von überlebenden Koninern aus aller Welt zusammengestellte und 1968 nach langem Vorlauf publizierte „Konin Memorial Book“.

12 Ehrlich (1996).

13 The List of Places.

14 Richmond (1995, 1996, 1997 und 2001).

Richmond berichtet: „Ich schlug den dicken blauen Band auf. In der Innenseite des vorderen Buchdeckels steckte ein zusammengefalteter Stadtplan mit unaussprechlichen polnischen Straßennamen. Zwei parallele Wellenlinien deuteten die Warthe an. In der Nähe des Flusses entdeckte ich ein Rechteck mit dem Namen „Plac Wolności“, das ich für den zentralen Platz der Stadt hielt. Die Karte war mit Zahlen versehen, die Orte markierten, die für das jüdische Leben von Bedeutung gewesen waren. Für mich stellte das Ganze nur ein wirres Durcheinander schwarzer Linien dar. Die Karte war für jene gedacht, die in diesen Straßen geboren und aufgewachsen waren, die auf diese Linien schauen und an ihre Häuser denken würden – die Höfe, auf denen sie spielten, die Synagoge, in der sie beteten, den Markt, auf dem sie kauften und verkauften. Nach all den Jahren würden sie sich selbst, ihre verschwundenen Freunde und Familien vor sich sehen, so wie sie waren, bevor die Dunkelheit über sie hereinbrach“.¹⁵

Der Stadtplan sollte Jahre später zur wichtigen Arbeitsgrundlage für Richmonds eigenes Forschungs- und Memorialprojekt werden und er wurde und ist auch für mich der Schlüssel zum Verständnis der Geschichte und der Abwesenheit der Koniner Juden geworden.

Richmond entschied sich, alle ihm bekannten und erreichbaren Mitglieder der jüdischen Gemeinde von Konin persönlich aufzusuchen und sie nach ihrer Geschichte und auch ausführlich nach ihren Erinnerungen an ihr „Shtetl“ zu befragen.¹⁶ Die Interviews zeichnete er mit Tonband auf. Er verbrachte Jahre damit, die Überlebenden in England, den USA und Israel zu suchen und zu befragen, und immer wieder die Angaben, die sie über Orte, Personen und Ereignisse machen konnten, in seinem immer dichter beschriebenen Stadtplan von Konin zu notieren. So entstand eine Art Bewohner- und Ereigniskataster, der eindrucksvoll vor Augen führt, wie das Leben der jüdischen Koniner in den dicht bebauten und bewohnten Straßen rund um den „Tepper Marik“ räumlich organisiert gewesen war. Das war dann also das Shtetl, das heute nicht existieren kann, nicht weil viele Gebäude zerstört sind, sondern weil keine Juden mehr da sind. Der Plan liefert ein ungefähres Abbild der einstmaligen Raum-, Sozial- und Geschäftsstruktur des Shtetls. Die verwendete Kartengrundlage ist ein stark schematisierter Stadtplan, der nur Straßen und Blöcke abbildet.¹⁷ So war Platz für die zahlreichen handschriftlichen Notate Richmonds, die er nach den Interviews mit den exilierten Koninern und Koninerinnen in seinen Plan eintrug: persönliche Wohnorte, charakteristische Funktionsorte, Ereignisorte und landschaftliche Charakteristika. Zum Beispiel verzeichnete er an der Piaseczna-Str.: „Kosher slaughter house“ (koschere Schlachtereie), und „Simcha Sarna“ (Wohnung einer Verwandten der Familie Richmonds mütterlicherseits); am Plac Wolności: „Hostages shot here“ an der Zofii Urbanowskiej-Str.: „Benjamin Ryczke“ (Richmonds Großvater) und „jewish gymn“ (Jüdisches Gymnasium). Auf den meisten Blocks in der Karte sind zusätzlich mehrere Nummern vermerkt, die, wie ich vermute, auf die Tonbänder verweisen, auf denen die Interviews aufgezeichnet sind.

Wissensverlust und Überlieferungswechsel

Warum erfuhren wir, trotz durchaus sachkundiger Führung im Museum und in der Stadt, die uns Daten und Fakten über die frühere Präsenz der jüdischen Bevölkerung in Konin vermittelt hatte, so wenig über die Orte und das Leben der Koniner Juden? Die Antwort ist: Weil niemand anwesend war, der oder die uns mehr über ihre Lebensweise und die sie betreffenden Ereignisse hätte erzählen können. Die sozialen Referenzrahmen der Erinnerung und der Weitergabe von Wissen über die jüdische Gemeinde und das jüdische Leben in Konin wurden zertrümmert, der lokale Rahmen, der Raum, in dem das jüdische Leben stattfand, ist verwaist, beziehungsweise anders besetzt. Darum können möglicherweise vorhandene materielle Spuren nicht gelesen werden.

15 Richmond, (1997), 16–17.

16 Vgl. Konin: Shtetl or Shtot (2021). Die Tonbandaufnahmen, die während der Interviews entstanden, übergab Theo Richmond im Jahre 2012 dem Archiv der Wiener Library for the Study of the Holocaust and Genocide in London. Dort sind sie in der Mediathek zugänglich. Eine Digitalisierung ist angestrebt.

17 Richmond (1997). Die englische Originalausgabe Richmond (1995) zeigt im Umschlagdeckel einen anderen Stadtplan, der topographisch präziser zu sein scheint und der vor allem die Parzellenaufteilung der Blöcke, also die Besitzstruktur wiedergibt. Sein Nachteil ist, daß er für handschriftliche Eintragungen gänzlich ungeeignet ist. Es ist mir nicht gelungen, die Herkunft der beiden Pläne aufzuklären. Eine Abbildung des Umschlagdeckels der amerikanischen Ausgabe Richmond (1996) findet sich in Konin: Shtetl or Shtot (2021).

Wie außerordentlich wichtig nicht nur der soziale, sondern auch der räumliche Rahmen für die Überlieferung gemeinsamer Erinnerungen der Mitglieder einer Gruppe ist, legte der französische Soziologe Maurice Halbwachs in seinen grundlegenden Publikationen über das soziale Erinnern dar. Er schreibt:

„Alles Vorausgehende zusammenfassend, können wir sagen, daß die Mehrzahl der Gruppen – nicht nur die, die sich aus dem permanenten Nebeneinanderleben ihrer Mitglieder innerhalb der Grenzen einer Stadt, eines Hauses oder einer Wohnung ergeben, sondern auch viele andere – gewissermaßen ihre Form auf den Erdboden zeichnen und ihre kollektiven Erinnerungen innerhalb des auf diese Weise festgelegten räumlichen Rahmens wiederfinden, mit anderen Worten: Es gibt so viele Arten, sich den Raum zu vergegenwärtigen, wie es Gruppen gibt.“¹⁸

Und weiter:

„So erklärt sich, daß die räumlichen Bilder eine derartige Rolle im kollektiven Gedächtnis spielen. Der Ort, an dem eine Gruppe lebt, ist nicht gleich einer schwarzen Tafel auf die man Zahlen und Figuren zeichnet und dann auswischt. Wie würde das Bild der Tafel daran erinnern, was man auf ihr aufgezeichnet hat – da die Tafel den Zahlen gleichgültig ist und man auf derselben Tafel alle beliebigen Figuren wiedergeben kann? Nein. Aber der Ort hat das Gepräge der Gruppe erhalten und umgekehrt. Alsdann können alle Unternehmungen der Gruppe räumlich ausgedrückt werden, und der Ort, an dem sie lebt, ist nur die Vereinigung all dieser Ausdrücke.“¹⁹

Wenn aber alle Angehörigen einer Gruppe ermordet wurden oder geflohen sind und nicht zurückkehrten; wenn die Kinder und Nachfahren der Überlebenden anderswo geboren und geblieben sind, ist niemand mehr da, der ihre Geschichte erzählen und verorten könnte. Andere Akteure müßten sich vor Ort der Erzählung der Geschichte sowie der Sichtbarmachung der materiellen Sach- und Raum-Zeugnisse annehmen. Wer sollte aber nach der Deportation und Ermordung der in Konin beheimatet gewesenen Juden die von ihnen einst „auf den Erdboden gezeichneten“ kollektiven Erinnerungen in ihren räumlichen Rahmen wiederfinden und lesen können oder es überhaupt wollen?

Wie wir im Museum in Goślawice und letztlich auch auf unserer Stadtführung erleben konnten, gibt es in Konin durchaus Akteure und Akteurinnen, die daran nicht erst seit gestern arbeiten. Daran hat das Buch Theo Richmonds gewiß einen wesentlichen Anteil: Richmond berichtet, daß er und auch sein Buch – die polnische Ausgabe erschien 2001 – in Konin sehr freundlich aufgenommen wurden. Der Bürgermeister empfing ihn, man trug ihm eine Ehrenbürgerschaft an und der Stadtrat erwarb 200 Exemplare seines Buches, um sie an die örtlichen Schulen und Bildungsreinrichtungen zu verteilen.²⁰ Eine im September 2015 durchgeführte Umfrage in der Koniner Stadtbibliothek und ihren acht Zweigstellen ergab, daß das Buch in allen Zweigstellen vorhanden war, in manchen mehrfach, und daß die Bücher seit 2001 bis 2015 viele hundertmale ausgeliehen wurden.²¹ Offenbar wollen zahlreiche heutige polnische Koniner die Geschichte der jüdischen Koniner kennenlernen. Theo Richmonds Sozial- und Ereigniskataster des Shtetls ist somit inzwischen Vielen vertraut. So erklärt sich wohl auch, warum unserem Fremdenführer das Shtetl selbstverständlich bekannt war.

Das Erbe: Weiterführende Forschungen

Theo Richmonds Plan mit seinen sozial-, funktions- und ereignistopographischen Eintragungen kann zu einer neuerlichen Betrachtung des Raumes anleiten und neue Forschungsfragen aufwerfen. Er kann dafür genutzt werden, Orte und Gebäude auszumachen, an denen nach Spuren von Nutzungen und Ereignissen auch aus der langen Zeit des Zusammenlebens der jüdischen und polnischen Koniner vor der Deportation gesucht werden kann. Zu solchen Forschungen sollten dann unbedingt die in London bewahrten Tonaufzeichnungen von Richmonds Interviews herangezogen werden. Denn er legte, wie aus der Wiener Library (London), in der seine Tonbänder verwahrt werden, zu erfahren war, in seinen Interviews besonderen Wert darauf, daß seine Gesprächspartner und -partnerinnen die Orte und auch die Häuser möglichst genau beschrieben.²²

18 Halbwachs (1967), 161.

19 Halbwachs (1967), 130.

20 Theo Richmond, E-Mail an die Autorin vom 2. Sept. 2015.

21 2015 wurden 19 Bücher gezählt, die bis dahin insgesamt mindestens 842-mal ausgeliehen wurden. Die Erkundigungen in den Bibliotheken holte dankenswerterweise Małgorzata Popiołek, Kunsthistorikerin, damals Doktorandin am Lehrstuhl der Autorin, ein.

22 Mitteilung von Howard Falksohn, Senior Archivist an der Wiener Holocaust Library (London). E-Mail an die Autorin vom 4. Juli 2022: “Regarding your own specific area of research, in the absence of any trace on the ground, I would think these interviews can offer useful insights into the topography of the town. In particular many of the interviewees are grilled by Theo with characteristic thoroughness on the layout of the Bes Medresh, the Mikvah, the markets, and other buildings and places.”



11 Überlagerung des gegenwärtigen (Juni 2022) Google-Earth-Satellitenbildes von Konin mit Theo Richmonds Plan. Graphik: Julian Bonekämper 2022.

Für Richmond war nicht der noch vorhandene – wenn auch vielleicht schwer lesbare – Ort der Ausgangspunkt seiner Forschung, sondern die Erzählungen der Überlebenden, die er in den USA, Israel und England aufsuchte. Erst als seine Forschungen beendet und sein Buch beinahe fertiggestellt waren, reiste er nach Konin. Er schrieb:

„Es kam mir einfach unwirklich vor, wie im Traum, durch die Straßen zu gehen, in denen ich so oft in meiner Vorstellung umhergewandert war. Ich brauchte kaum auf meinen alten Stadtplan zu sehen, denn ich wusste, welche Straße wohin führte, welche Szenerie mich an jeder Ecke erwartete, welche Biegung mich zum Fluß, zum Tepper Marik oder zum Park bringen würde. Als ich das Rathaus, die katholische Kirche und den mittelalterlichen Meilenstein erblickte, fühlte ich mich wie eine wiedergeborene Seele, die sich aus einem früheren Leben an etwas erinnerte.“²³

Mein eigener Ausgangspunkt war der Ort. Wäre ich nicht, ohne Vorwissen und mit den wenigen Informationen des Stadtführers, im Raum der Stadt herumgewandert, hätte ich nicht die Irritation erfahren, daß man mir etwas zeigte, das ich nur als abwesend wahrnehmen konnte, dann hätte ich niemals weiter nachgeforscht.

Wer sind nun die Erben dieses Shtetls, das unsichtbar ist, das eigentlich gar nicht existiert, weil keine Juden da sind? Sind es die Nachfahren der inzwischen in der Diaspora gestorbenen jüdischen Koniner, die die Nachfolge antreten? Dann wäre der soziale Bezugsrahmen endgültig vom lokalen abgespalten. Die Deutungshoheit und die Verantwortung für die Weitergabe des Wissens über das Shtetl lägen in der Ferne. Oder sind es die heutigen polnischen Koniner, die, ausgehend vom bestehenden lokalen Bezugsrahmen, in dem sie die verbliebenen Räume und Bauwerke des Shtetls in Form und Substanz sehen, in ihrer Stadt einen neuen sozialen Referenzrahmen konstruieren, in dem die benachbarten jüdischen und polnischen Vergangenheiten in einem komplexeren Narrativ integriert und verflochten werden?

Die Überlagerung von Theo Richmonds beschriftetem historischem Plan mit einem in etwa maßstabgerechten Google-Earth-Satellitenbild²⁴ macht deutlich, daß Ausrichtungen und Maßverhältnisse beider Pläne nicht zur Deckung zu bringen sind. Diese Inkongruenz sollte nicht als Fehlerquelle abgetan werden, sondern gewissermaßen als Sinnbild für die Komplexität der Aufgabe begriffen und zu möglichen gemeinsamen Forschungsprojekten anspornen, die in gemeinsame, aber möglicherweise nie deckungsgleiche Erbekonstruktionen münden könnten.

23 Richmond (1997), 477. Die deutsche Übersetzung ist am Ende des Absatzes recht frei formuliert. Im englischsprachigen Original heißt es: „I felt a jolt of recognition, like a reincarnated soul returning from a previous life.“ Richmond gefällt auch die deutsche Fassung dieses Absatzes (persönliche Mitteilung vom 9. Mai 2015).

24 Google Earth pro, Konin, Zugriff am 4. 7. 2022.

Ausblick

Eine reich illustrierte Internet-Veröffentlichung aus dem Jahre 2021, die die Zukunft der Synagoge betrifft, gibt Anlaß zu Zuversicht: Die Synagoge war ab 1987, nach einer gründlichen Instandsetzung des Inneren, als Stadtbibliothek genutzt worden. Aber das Gebäude war nicht im Besitz der Stadt, sie hatte es nur für 25 Jahre vom Verband der Jüdischen Glaubensgemeinden in der Republik Polen gemietet. Als sie sich schließlich um den Kauf der Liegenschaften bemühte, waren die Grundstücke der Synagoge und des benachbarten Schulhauses bereits an einen Inverstor verkauft. 2012 mußte die Bibliothek ausziehen. Das Schulhaus ist unterdessen abgerissen worden, auf seinem Grundstück sieht man im Satellitenbild²⁵ eine wilde Grasfläche. Anders die Synagoge: Nach langen zähen Verhandlungen ist es der Stadt gelungen, den Inverstor zu einem Grundstückstausch zu bewegen. Er baut nun anderswo und die Stadt übernimmt die Verantwortung für den Bau, der nun nochmals restauriert und neuerlich als Bibliothek eingerichtet werden soll. Die Worte der Stadtpräsidenten sind markant: Eines der wertvollsten Denkmale komme wieder in die Obhut der Stadtregierung, es sei ein wichtiger Ort der Stadtgeschichte, weil die jüdische Kultur und die jüdische Gemeinde vor dem Krieg in der Stadt sehr greifbar gewesen wäre, es gehe um die Identität der Stadt. Das Gebäude solle kulturellen Zwecken dienen, es gebe den Plan, dort ein jüdisches Kulturzentrum einzurichten. Mittel dafür seien beantragt.²⁶

Meine zweite Reise nach Konin steht noch an.

25 Google Earth pro, Konin, Grundstück des abgerissenen Schulhauses, Zugriff am 5. 8. 2022. Breitengrad: 52,2111096, Längengrad: 18,2523445, Bilder ab 16.08.2020.

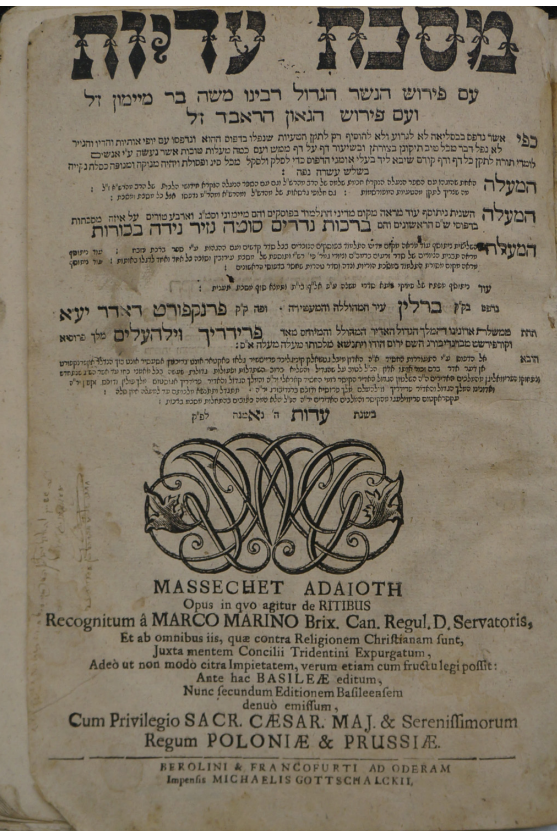
26 Konopka (2021).

Bibliographie

- Breyer, Albert: Zur Geschichte von Sompolno und Umgebung. Erstveröffentlichung in: *Unsere Heimat, Volkstümliche Schriftenreihe zur Förderung der deutschen Heimatbildung und Familienüberlieferung in Polen*; Heft 4; Posen 1938. In: Jutta Dennerlein, 2010. URL: http://www.upstreamvistula.org/Documents/ABreyer_Sompolno.pdf (09.08.2022).
- Dolff-Bonekämper, Gabi: Wejść w przeszłość innych ludzi [In anderer Leute Vergangenheit gehen]. In: *Krajobrazy kulturowe: Sposoby konstruowania i narracje [Kulturlandschaften. Modi ihrer Konstruktion und Narration]*. Hg. von Robert Traba, Violetta Julkowska und Tadeusz Strykiewicz, 98–132. Publikacje Centrum Badań Historycznych Polskiej Akademii Nauk w Berlinie [Zentrum für Historische Forschung Berlin der Polnischen Akademie der Wissenschaften]. Band 4, Warszawa, Berlin 2017.
- Dolff-Bonekämper, Gabi: In anderer Leute Vergangenheit gehen. In: *Kulturlandschaften in Deutschland und Polen: Akteure und Modi ihrer Konstruktion und Narration*. Hg. v. Olaf Kühne u. a. Göttingen 2020, 77–110 (Eckert. Die Schriftenreihe, Band 144).
- Ehrlich, Andrea: Das Shtetl. Wirtschaftliche und soziale Strukturen der ostjüdischen Lebensweise. Teil III. In: *HaGalil.com. Jüdisches Leben online*. 1996. URL: <https://www.hagalil.com/galluth/shtetl/au3.htm> (18.08.2022).
- Halbwachs, Maurice: *Das kollektive Gedächtnis*. Stuttgart 1967.
- Hammer-Schenk, Harold: *Synagogen in Deutschland: Geschichte einer Baugattung im 19. und 20. Jahrhundert (1780-1933)*. 2 Teilbände. Habil.-Schr. Hannover 1981. Hamburg 1981 (Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden 8).
- Jarrassé, Dominique: *Une histoire des synagogues françaises: Entre Occident et Orient*. Arles 1997.
- Klevan, Avraham: *We remember! Pinkas Hakehilot Vol. I: Lodz: Jewish Communities Destroyed in the Holocaust: Poland*. URL: <http://www.zchor.org/kehilot/pinkas1.htm> (09.08.2022).
- Konin: Shtetl or Shtot? 2021. In: *The Wiener Holocaust Library*. URL: <https://wienerholocaustlibrary.org/2021/02/04/konin-shtetl-or-shtot/> (18.08.2022).
- Konopka, Blanka: Future of historic Konin synagogue safe after owner swaps it with city officials for investment plot. 2021. URL: <https://www.thefirstnews.com/article/future-of-historic-konin-synagogue-safe-after-owner-swaps-it-with-city-officials-for-investment-plot-20998> (17.08.2022).
- Richmond, Theo: *Konin: A quest*. London 1995.
- Richmond, Theo. *Konin: One man's quest for a vanished jewish community*. New York 1996
- Richmond, Theo und Elke Hosfeld (Übers.): *Konin: Auf der Suche nach der Stadt meiner Eltern*. München 1997.
- Richmond, Theo und Piotr Szymczak (Übers.): *Uporzycze echo: Sztetl Konin poszukiwanie*. Poznań 2001.
- Rüthers, Monica: Ostjüdische Vielfalt in einer multikulturellen Umgebung. In: *Ost-West: Europäische Perspektiven* 3/2008, 163-174. URL: <https://www.owep.de/artikel/67/ostjuedische-vielfalt-in-einer-multikulturellen-umgebung> (22.09.2015).
- Samorządu Województwa Wielkopolskiego [Selbstverwaltung der Woiwodschaft Wielkopolski]: *The District Museum in Konin: Historic Department*. URL: <http://www.muzeum.com.pl/en/historyczny.htm> (20.09.2015).
- The List of Places from which Jewish People were Murdered in the Chelmno-on-Ner Extermination Center. On the basis of the study by Krzysztof Gorczyca, Zdzisław Lorek, *Kalendarium Chełmna, (copy in the District Museum in Konin)*. In: *Chełmno – Death Camp for Total Extermination*. URL: <http://www.zchor.org/chelmno/list.htm> (18.08.2022).
- Thieme, Ulrich: *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart*. Unter Mitwirkung von etwa 400 Fachgelehrten. Bd. 14, Leipzig 1916. In: *Streaming Internet Archive*. URL: <https://archive.org/details/allgemeineslexi00beckgoog/page/253/mode/1up> (09.08.2022).
- Willkommen bei Konin: *Denkmale*. (Mehrsprachige Website der Stadt Konin). URL: <http://www.konin.pl/index.php/denkmale.html> (18.09.2015).
- Willkommen bei Konin: *Die Zusammenarbeit mit dem Ausland*. (Mehrsprachige Website der Stadt Konin). URL: <http://www.konin.pl/index.php/die-zusammenarbeit-mit-dem-ausland.html> (18.09.2015).

Anke Geißler-Grünberg

Jüdisches Leben im Oderland - Friedhöfe als Kulturerbe



In Europa waren Juden für ihre großen Netzwerke und ihre Spezialisierung auf Handel mit Waren und Geld bekannt. Darum übernahmen sie wichtige Vermittlerfunktionen im regionalen wie internationalen Kultur-, Wirtschafts- und Wissenstransfer.¹ Dies galt auch für das Oderland und die Region der Lausitzer Neiße, die gleichsam den Übergang nach Mitteleuropa bilden. Der Bedarf war vielfältig: Er bediente einerseits das Interesse an Luxusgütern für die Eliten und sicherte andererseits die Versorgung der Bevölkerung mit Alltagsgütern, die vor Ort nicht produziert wurden. Ein Schwerpunkt jüdischer Kaufleute war die zentral gelegene Handels- und Messestadt Frankfurt (Oder).² Ausdruck der großen Bedeutung, die Juden für die Entwicklung der Stadt als Wissenschaftsstandort hatten, ist zudem die Etablierung des hebräischen Buchdrucks (Abb. 1).³

Damit die Juden die ihnen zugewiesenen Aufgaben erfüllen konnten, standen sie unter dem Schutz der Landesherren. Ihre daraus resultierende rechtliche Sonderstellung, ihre geringe Anzahl und ihre andersartige religiöse Praxis machten sie zu einer gesellschaftlichen und kulturellen Minderheit. Daran konnte auch ihre 1812 in Preußen erfolgte bürgerliche Gleichstellung⁴ nichts Wesentliches ändern. Christlicher Antijudaismus sowie soziale und ökonomische Ängste und Verwerfungen in der Mehrheitsgesellschaft⁵ waren die Grundlagen für ein noch heute vorhandenes Denken, das Juden als Fremde und Paria betrachtet – und sie marginalisiert.

Nach der Tragödie des Dreißigjährigen Krieges lag Brandenburg, zu dem die Oder- und die Neiße-Region gehörten, ökonomisch am Boden und war entvölkert. In Pommern dürfte die Situation nicht anders gewesen sein. Um das Land wieder aufzubauen, genehmigte Kurfürst Friedrich Wilhelm 1671 die Ansiedlung von fünfzig, aus Wien vertriebenen jüdischen Familien.⁶ An den verschiedensten Orten gründeten sie und ihre Nachkommen jüdische Gemeinden und bauten sich eine eigene Infrastruktur auf.⁷ Dazu gehörten an erster Stelle Friedhöfe: um hier die eigenen Toten gemäß der jüdischen Überlieferung und Tradition zu beerdigen. Es musste also ein Grundstück gefunden und gekauft werden, das die ewige Ruhe der Toten und die Unversehrtheit ihrer Gräber gewährleistete.⁸ Zumeist handelte es sich hierbei aber um eine ansonsten wirtschaftlich nutzlose Fläche außerhalb der Ortschaft.

Nach 1847 war es auch kleineren jüdischen Gemeinden als Körperschaften des öffentlichen Rechts⁹ möglich, eigene Friedhöfe anzulegen – freilich auch hier entsprechend der Vorgaben der christlichen Mehrheitsgesellschaft. Auch wenn sich bis zum Vorabend der NS-Zeit einige Gemeinden wieder auflösten und ihre Friedhöfe nicht weiter belegt wurden, so war die Situation im Mai 1945 eine völlig andere: Alle jüdischen Friedhöfe der Oderregion waren verwaist. Es gab keine Angehörigen mehr vor Ort, die sich um deren Pflege hätten kümmern können.

Die jüdischen Gemeinden waren ausgelöscht. Sie selbst und ihre materiellen Hinterlassenschaften wurden zum historischen Gegenstand. Doch wie umgehen mit einem historischen Kulturgut,¹⁰ das nicht das eigene war und ist? Diese Frage stellt sich nicht nur für Grenzlandschaften.

1: Moses Maimonides, Abraham von Posquières, Jüdische Gemeinde Frankfurt (O): Maseket 'adayot 'im perush ha-neshet ha-gadol Ravenu Mosheh bar Maimon z.l. ye'im perush ha-Ga'on ha-Rabad z.l., Frankfurt (O) 1721.

Foto: Sebastian Drost. CC BY-NC 4.0. Universitätsbibliothek Potsdam.

1 Ben-Sasson (1995), 901 – 908.
 2 Meier (2008), 113 – 154.
 3 Teitge (2000); Musekamp (2016).
 4 Jersch-Wenzel (2000), 32 – 35.
 5 Bergmann (2002), 9 – 17.
 6 Breuer (2000), 100 – 105.
 7 Beispielhaft: Schmook (2008), 246 – 270; Peter (2008), 154 – 184; Heidenhain (2007); Meissner/Wilking (1998).

8 Brocke/Müller (2001), 18 – 19.
 9 Gesetz über die Verhältnisse der Juden (1847), 263 – 278.
 10 Kulturgut: bewegliche und unbewegliche Güter sowie Symbole und Handlungen, die ein Volk geschaffen oder bearbeitet und an die folgenden Generationen weitergegeben hat. In ihrer Gesamtheit sind diese Güter damit identitätsstiftend und stellen einen materiellen wie ideellen Wert dar.

Die jüdischen Friedhöfe erfuhren einen Bedeutungswandel. Ihre ursprüngliche Funktion als Begräbnisplatz und Ort jüdischer Trauer- und Erinnerungskultur erweiterte sich um neue Funktionen: Sie wurden als Ballast aufgefasst, als Materiallager, als anklagende Denkmale oder als Orte, denen ein romantischer Charme anhaftet – und manchmal sogar als authentisches (kultur-)historisches Zeugnis im Ortsbild. Dieser letztere Aspekt setzte sich erst langsam durch und spiegelt sich heute neben der Denkmalpflege vor allem in ehrenamtlichem Engagement wider.



2 Jüdischer Friedhof Fürstenwalde/Spree 2019.
Foto: Andreas Kremer. Datenbank Jüdische Friedhöfe in Brandenburg.

Am 21. Juni 1957 schlossen Bund und Länder mit jüdischen Repräsentanten in Deutschland eine Vereinbarung,¹¹ die Friedhöfe der durch das NS-Regime vernichteten Gemeinden entsprechend der jüdischen Religionsgesetze dauerhaft zu pflegen. Am 11. Januar 2005 folgte das Land Brandenburg dieser Mitverantwortung durch einen Staatsvertrag mit der Jüdischen Gemeinde Land Brandenburg.¹² Die Kommunen pflegen diese Friedhöfe und erhalten hierfür staatliche Gelder. Östlich der Oder gibt es diese Selbstverpflichtung nicht.

Wie kann es also gelingen, die verwaisten jüdischen Friedhöfe und das, was von ihnen übriggeblieben ist, dauerhaft zu schützen und zu erhalten? Wie kann es gelingen, dass sie durch die Gesellschaft als besonderer Teil der eigenen Ortsgeschichte anerkannt werden? Welchen Stellenwert besitzen sie für Behörden und Zivilbevölkerung heute und welchen sollen sie zukünftig einnehmen?

Augenfällig ist, dass das Wissen über jüdische Geschichte und Kultur begrenzt und vielfach von Verklärung geprägt ist. Einerseits wird Judentum in Deutschland immer wieder auf die Verfolgung und Vernichtung während der NS-Zeit verengt. In Polen wird das einst dort vorhandene Judentum als Teil der deutschen Kultur betrachtet¹³ und bleibt damit in doppelter Hinsicht fremd. Verstärkt wird dies noch durch die Zuwanderung der heute in Westpolen lebenden Bevölkerung.

Andererseits werden Juden in ihrem Denken und ihrer Religionspraxis als orthodox aufgefasst, die nicht eigenständig und kritisch agieren. Ein Grund dafür liegt in der verkürzten Darstellung der historischen Rolle von Juden als Opfer und gesellschaftliche Außenseiter, wie dies in Schulbüchern vermittelt wird.¹⁴ Eine weitere Ursache liegt in der offiziellen Erinnerungs- und Gedenkkultur, die weniger im persönlichen Erinnern aufgehoben ist, sondern einer gesellschaftlichen Erwartungshaltung entspricht.¹⁵ Heute gehört es in Deutschland zum politischen Konsens, an die Verbrechen des NS-Systems zu erinnern.

Eingeübte Rituale mit moralischen Gebrauchsanweisungen haben sich jedoch als kontraproduktiv erwiesen, historische Kompetenzen nachhaltig zu vermitteln. Vielmehr ermöglichen aktive Aneignungsprozesse am Objekt sowie selbstständige Reflexionen und Bewertungen, ein vertiefendes Geschichtsbewusstsein zu entwickeln. Durch die Einbeziehung der Alltagswirklichkeit wird es möglich, eine Sensibilität für zivilgesellschaftliches Handeln nachhaltig zu befördern.¹⁶

11 Simon (2008), 30 – 35.

12 Staatskanzlei (2005).

13 Kirmiel (2012), 219 – 229.

14 Liepach/Sadowski (2014).

15 Assmann (2003), 126 – 138.

16 Sauer (2014); Welzer (2011), 3 – 9.

In diesem Sinne engagieren sich Heimatforscher, Lokalhistoriker, Pädagogen, Künstler und Freiwilligenorganisationen seit Jahrzehnten, jüdische Friedhöfe nicht nur als Gedenkort, sondern auch als historischen Lernort ins Bewusstsein der Bevölkerung zu bringen. Sie brauchen eigentlich „nur“ zum Sprechen gebracht werden. Gleichwohl stellt der natürliche Zerfall des Materials ein zusätzliches gravierendes Problem dar.



3 Jüdischer Friedhof Świątōjańsko 2021.

Foto: Anke Geißler-Grünberg. Datenbank Jüdische Friedhöfe in Polen.

Visuelle und haptische Erlebnisse auf einem jüdischen Friedhof bieten die große Chance, dass Jugendliche und Erwachsene einen direkten Zugang zum vermeintlichen Fremden finden. Konkret geht es darum, an vorhandenes Wissen zur Heimatgeschichte sowie an eigene Erfahrungen mit Tod, Trauer und Erinnerung anzuknüpfen. Dadurch wird es möglich, die Bedeutung und Funktion des Friedhofs und seiner Grabsteine im jüdischen Denken zu vermitteln.

Jüdische Friedhöfe machen architektonische, kunst- und kulturgeschichtliche Entwicklungen sichtbar, die auf christlichen oder kommunalen Begräbnisplätzen in dieser Vielfalt in der Regel nicht erhalten geblieben sind. Rechtshistorische und landschaftsgestaltende Aspekte ergänzen das Bild der deutsch-jüdischen Beziehungsgeschichte. Wir erfahren etwas über familiäre

Strukturen und innerjüdische Netzwerke, Migrationsbewegungen, religiöse Ausrichtungen innerhalb der Gemeinden, ausgeübte Berufe und die Einbindung in ökonomische und kulturelle Netze der lokalen und regionalen Mehrheitsgesellschaft, mitunter gar die Namen der zumeist nichtjüdischen Steinmetze.

Diese Friedhöfe zeigen also zugleich, wie sehr die Juden in die Umgebungsgesellschaft integriert waren bzw. von ihr ausgegrenzt wurden, z. B. über verwendetes Material für Grabmale, Einflüsse zeitgenössischer Gestaltungsmoden oder hinsichtlich der Zerstörungen am Grabmalbestand und der Bausubstanz. Der Umgang mit sepulkralen Hinterlassenschaften zeigt, welcher Stellenwert diesen Begräbnisplätzen nach 1945 auf politischer wie zivilgesellschaftlicher Ebene beigemessen wurde.

Entscheidend ist schließlich, all diese Erkenntnisse auch auf Friedhöfe oder Artefakte der eigenen Kultur anzuwenden. Dann sollte es gelingen, die Bevölkerung für die Verletzbarkeit dieser Hinterlassenschaften, den Erhalt des jüdischen Kulturerbes zu sensibilisieren und Vorbehalte abzubauen. Es wird sichtbar, dass die Oder-Neiße-Region stets durch grenzüberschreitende Mobilität und Impulse geprägt war und das Zusammenleben unterschiedlicher Kulturen ambivalent, aber für alle durchaus bereichernd war – was für das heutige und zukünftige Leben an Oder und Neiße gleichermaßen gelten kann.

Hierfür nutzen die genannten Akteure unterschiedlichste Methoden: Aufräumaktionen und Workcamps, wie sie z. B. Aktion Sühnezeichen seit Jahrzehnten durchführt,¹⁷ Seminare und Workshops für Studierende, Seminarprojekte an Schulen, Führungen, Konferenzbeiträge, Ausstellungen oder Publikationen.¹⁸

So erschien kürzlich das von mehreren Institutionen geförderte Buch *Spuren jüdischen Lebens an der mittleren Oder*.¹⁹ Vorbildliche Kontinuität gelang in Schwedt: Hier eröffnete im Jüdischen Museum kürzlich die vor drei Jahren durch das Deutsche Kulturforum östliches Europas erschaffene Wanderausstellung *Im Fluss der Zeit. Jüdisches Leben an der Oder*²⁰; im Frühsommer wurden Ergebnisse eines Schülerprojektes zum jüdischen Leben in der Stadt gezeigt.²¹ In Potsdam gab es unter Einbeziehung der lokalen Jüdischen Gemeinde am 25. September 2022 einen *Tag des offenen Friedhofs*, bei dem eine kleine Ausstellung eröffnete.²² An der Volkshochschule München gab es eine Videokonferenz mit mehr als 150 Teilnehmern zur

17 Kammerer (2008); Aktion Sühnezeichen (2022).

18 Beispielhaft: internationaler Workshop (2021); Geißler-Grünberg (2017).

19 Kulturförderverein Kloster Altfriedland/Herzog (2022).

20 Im Fluss der Zeit.

21 Jüdisches Museum Schwedt (2022).

22 Datenbank Jüdische Friedhöfe in Brandenburg.

Einführung in die Dokumentation jüdischer Friedhöfe. Am 30. Juni 2022 fand der Auftakt zu dem vierjährigen wissenschaftlichen Projekt *Net Olam – Jüdische Friedhöfe im Fokus von Antisemitismus und Prävention*²³ statt, das die Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa (Braunschweig), das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege sowie das auf jüdische Epigraphik spezialisierte Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte (Essen) mit einer Förderung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung durchführen können.

Aus eigenen Projekten weiß ich, wie schwer es ist, solche Projekte überhaupt auf den Weg zu bringen und finanzielle Mittel dafür zu erschließen. Ist dies geschafft, werden innerhalb eines befristeten Zeitraums eine begrenzte Zahl Menschen erreicht, die wahrscheinlich sowieso schon neugierig sind, aber durchaus potenzielle Multiplikatoren sein können.

Für eine kontinuierliche Arbeit braucht es den Willen von kommunalen oder regionalen Vertretern, das Eingangs genannte grundsätzliche Ziel zu unterstützen. Das Land Brandenburg bzw. die Woiwodschaften Lebus und Westpommern sollten hierbei unterstützend wirken. Angesichts leerer Kassen und der bevorstehenden Wirtschaftskrise stellt die Umsetzung solcher Wünsche aber tatsächlich eine Herausforderung dar. Unabhängig von der Notwendigkeit, alle historischen Friedhöfe unter Denkmalschutz zu stellen, müssen die Akteure davon entlastet werden, ausschließlich ehrenamtlich zu wirken oder sich selbst der Drittmittel-Akquise zu widmen. Es braucht feste Stellen!



4 Deutsche und polnische Teilnehmer eines Workshops zur Dokumentation jüdischer Friedhöfe auf dem Jüdischen Friedhof in Gorzów Wielkopolski im September 2021.

Foto: Justyna Hrabka.

So sind von den ca. 100 bekannten jüdischen Friedhöfen des gesamten historischen Brandenburgs erst 23 westlich der Oder und 27 östlich davon wissenschaftlich erfasst – und dies zum Teil unvollständig. Das im Dezember 2021 ausgelaufene Kooperationsprojekt zur digitalen Erschließung der jüdischen Friedhöfe in Westpolen²⁴ realisierte der Lehrstuhl für Denkmalkunde der Viadrina mittels einer zweijährigen Förderung durch die Bundesbeauftragte für Kultur und Medien – und zwar auf Basis der an der Universität Potsdam entwickelten und am Lehrstuhl für deutsch-jüdische Geschichte angedockten Online-Datenbank „Jüdische Friedhöfe in Brandenburg“.²⁵ Die hier eingepflegten Friedhöfe westlich der Oder wurden hingegen fast ausschließlich ehrenamtlich dokumentiert.

Um alle noch fehlenden Friedhöfe systematisch zu erschließen und online recherchierbar zu machen sowie alle gewonnenen Daten durch Langzeitarchivierung zu sichern, fehlt eine gesicherte Finanzierung. Die Möglichkeiten der Universitäten, Forschung zu ermöglichen, zu koordinieren, Ergebnisse bekannt zu machen und den Austausch zu befördern, sind also begrenzt.

Durch die Vernetzung der beteiligten Akteure und die Bündelung aller vorhandenen Ressourcen ist es aber möglich, auf Erfahrungen und Kontakte zurückzugreifen, Diskurse gemeinsam zu entwickeln sowie zweisprachige Workshops, Seminare und Schulungsmaterialien aufeinander abzustimmen. Eine attraktive Aufbereitung der Ergebnisse für die touristische Infrastruktur wäre zudem ein Beitrag zur kulturellen Bildung von Besuchern und Anwohnern, der Impulse zur Entwicklung dieser strukturschwachen Oder-Neiße-Region setzen kann. Die nachhaltige Identifizierung der Beteiligten mit ihrem Projekt und mit ihrer (Lokal-) Geschichte wäre gesichert.

23 Bet Tfila (2022).

25 Datenbank Jüdische Friedhöfe in Brandenburg.

24 Datenbank Jüdische Friedhöfe in Polen.

Bibliographie

- Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. URL: <https://www.asf-ev.de> (12.07.2022).
- Assmann, Aleida: Persönliche Erinnerung und kollektives Gedächtnis nach 1945. In: *Erinnern und Verstehen. Der Völkermord an den Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen*. Hg. v. Hans Erler. Frankfurt (M.) 2003, 126 – 138.
- Ben-Sasson, Haim Hillel (Hg.): *Geschichte des jüdischen Volkes. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. München 1995.
- Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa. URL: <http://www.bet-tfila.org/de/r-net.html> (12.07.2022).
- Bergmann, Werner: *Geschichte des Antisemitismus*. München 2002.
- Breuer, Mordechai: Anbruch der Frühen Neuzeit. In: *Deutsch-jüdische Geschichte, Bd. I (1600 – 1780)*. Hg. von Michael A. Meyer unter Mitwirkung von Michael Brenner. München 2000, 100 – 105.
- Brocke, Michael/Müller, Christiane E.: *Haus des Lebens. Jüdische Friedhöfe in Deutschland*. Leipzig 2001.
- Datenbank Jüdische Friedhöfe in Brandenburg. URL: <https://www.uni-potsdam.de/de/juedische-friedhoeft> (12.07.2022).
- Datenbank Jüdische Friedhöfe in Polen auf den Gebieten der ehemaligen Provinz Brandenburg. URL: <https://www.uni-potsdam.de/de/juedische-friedhoeft-pl> (12.07.2022).
- Diekmann, Irene A. (Hg.): *Jüdisches Brandenburg. Geschichte und Gegenwart*. Berlin 2008.
- Geißler-Grünberg, Anke (Bearb.): *Spurensuche auf dem Jüdischen Friedhof Potsdam. Eine Handreichung für den Unterricht*. Hg. v. Vereinigung für Jüdische Studien e. V. 2. Aufl., Potsdam 2017.
- Gesetz über die Verhältnisse der Juden vom 23.07.1847. In: *Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten, Nr. 30 (Nr. 2871)*. Berlin 1847, 263 – 278.
- Heidenhain, Brigitte: *Juden in Wriezen. Ihr Leben in der Stadt von 1677 bis 1940 und ihr Friedhof*. Potsdam 2007.
- Im Fluss der Zeit. Jüdisches Leben an der Oder. Eine deutsch-polnische Wanderausstellung. URL: <https://kulturforum.info/de/wanderausstellungen/7725-im-fluss-der-zeit> (04.10.2022).
- Internationaler Workshop: *Nachwuchswissenschaftler entdecken jüdisches Kulturerbe in Westpolen*, Sept. 2021. URL: <https://www.uni-potsdam.de/de/juedische-friedhoeft-pl/ueber-uns/veroeffentlichungen> (12.07.2022).
- Jersch-Wenzel, Stefi: *Rechtslage und Emanzipation*. In: *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bd. II (1780 – 1871)*. Hg. v. Michael Brenner, Stefi Jersch-Wenzel und Michael A. Meyer. München 2000, 32 – 35.
- Jüdisches Museum Schwedt. URL: <https://www.schwedt.eu/de/juedisches-museum/aktuelles/418157> (12.07.2022).
- Kammerer, Gabriele: *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Aber man kann es einfach tun*. Göttingen 2008.
- Kirmiel, Andrzej: *Jüdische Spuren im Lebusener Land*. In: *Makom Tov – der gute Ort: Jüdischer Friedhof Frankfurt (Oder)/Stubice*. Hg. v. Magdalena Abraham-Diefenbach und Eckard Reiß, Berlin 2012, 219 – 229.
- Liepach, Martin und Sadowski, Dirk (Hg.): *Jüdische Geschichte im Schulbuch. Eine Bestandsaufnahme anhand aktueller* Göttingen 2014.
- Meier, Brigitte: *Frankfurt (Oder)*. In: *Diekmann*, 113 – 154.
- Meissner, Jürgen und Wilking, Dirk: *Zur Geschichte der Juden in Forst*. Hg. v. Museumsverein der Stadt Forst (Lausitz) e.V. Forst 1998.
- Musekamp, Jan: *Hebräischer Buchdruck*. In: *Jüdische Geschichte vor Ort. Ein virtueller Stadtspaziergang durch Frankfurt (Oder) und Stubice*. URL: https://www.juedischesfrankfurtvirtuell.de/de/de_C.html (12.07.2022).
- Spuren jüdischen Lebens an der mittleren Oder. Hg. v. Kulturförderverein Kloster Altfriedland e.V./Ernst Herzog. Berlin 2022.
- Teitge, Hans-Erich: *Der Buchdruck des 16. Jahrhunderts in Frankfurt an der Oder. Verzeichnis der Drucke*. Wiesbaden 2000.
- Peter, Andreas: *Guben*. In: *Diekmann*, 154 – 184.
- Sauer, Michael (Hg.): *Spurensucher. Ein Praxisbuch für historische Projektarbeit*. Hamburg 2014.
- Schmook, Reinhard: *Oderbruch*. In: *Diekmann*, 246 – 270.
- Simon, Hermann: *Die Vereinbarung zwischen dem Bund und den Ländern vom 21. Juni 1957 über die dauernde Pflege verwaister jüdischer Friedhöfe*. In: *„Verwaiste jüdische Friedhöfe“*. Gedenken an die Toten – Gedächtnis der Lebenden, Symposium vom 21. Juni 2007. Teetz und Berlin 2008, 30 – 35.
- Staatskanzlei des Landes Brandenburg: *Pressemitteilung vom 11.01.2005*. URL: <https://www.brandenburg.de/cms/detail.php/lbm1.c.201319.de> (12.07.2022).
- Welzer, Harald: *Für eine Modernisierung der Erinnerungs- und Gedenkkultur*. In: *Gedenkstättenrundbrief 162 vom 01.08.2011*. o. O., 3 – 9.

Piotr Małochwiej

Der jüdische Friedhof in Gorzów Wielkopolski als Beispiel für marginalisiertes Kulturerbe

In meinem Beitrag behandle ich das Schicksal der Juden in Gorzów Wielkopolski (Landsberg an der Warthe) von den Siedlungsanfängen der Stadt bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Ich werde auch versuchen darzustellen, auf welche Weise das Schicksal des jüdischen Friedhofs in Landsberg nach 1945 das Verhältnis der Stadtverwaltung zum jüdischen Erbe widerspiegelt, zudem möchte ich die wenigen Versuche des Gedenkens an die jüdische Gemeinde in Landsberg aufzeigen. Der jüdische Friedhof liegt am Hang eines Hügels an der heutigen Słoneczna-Straße. Die ältesten Erwähnungen des Friedhofs stammen aus dem Jahr 1723 und der älteste Grabstein – von Mordechaj Nojen – aus dem Jahr 1579. Der Friedhof gehörte der jüdischen Gemeinde und hatte ein Begräbnishaus; im 19. Jahrhundert wurde ein zweites hinzugebaut, das zugleich dem Friedhofsverwalter als Wohnhaus diente.

Die Entstehung der jüdischen Gemeinde in Landsberg

Die frühesten Informationen über Juden, die sich auf dem Gebiet der Stadt Landsberg angesiedelt haben, stammen aus dem Jahr 1561, als auf Anordnung des Markgrafen Johann von Küstrin in Landsberg eine Katasterschätzung von Immobilien durchgeführt wurde. Zu jener Zeit wird – neben drei älteren Stadtvierteln – bereits ein viertes erwähnt, das Judenviertel.

1509 wurden Juden beschuldigt, eine Monstranz mit doppelter Hostie gestohlen und diese in der Gegend des Ortes Knoblauch bei Bernau in Brandenburg geschändet zu haben. Auf Befehl von Kurfürst Joachim I. wurden die mutmaßlichen Täter damals öffentlich hingerichtet. Am 19. Juli 1510 wurden 36 Juden verbrannt, die sich nicht taufen lassen wollten; zwei weitere, die sich mit der Taufe einverstanden erklärten, wurden in einem Akt der Gnade geköpft. Nach der Hinrichtung wurde angeordnet, dass alle anderen Juden die Mark Brandenburg zu verlassen hatten. 1572 wurden in Brandenburg eine Reihe anti-jüdischer Vorschriften erlassen. Erst das Edikt vom 21. Mai 1671 setzte den Bann außer Kraft.¹

Nach diesem Edikt von 1671 durften sich in ganz Brandenburg 50 jüdische Familien niederlassen, darunter 7 Familien in der Neumark. Im Jahr 1690 wurden in der Neumark 103 Schutzjuden gezählt, darunter 7 in Arnswalde, 3 in Reetz, 5 in Bernstein, 17 in Friedeberg in der Neumark und 21 in Landsberg an der Warthe. Eine Anwesenheit von Juden in Landsberg wurde schon zuvor im Jahr 1649 verzeichnet.² Der Stadtrat von Landsberg reichte am 15. Dezember 1649 beim brandenburgischen Kurfürsten eine Beschwerde gegen Juden ein, die Handel getrieben, den Sabbat gefeiert und dadurch Christus beleidigt hätten. In der Stadtchronik von Landsberg wird die Existenz einer jüdischen Gemeinde im Jahr 1687 erwähnt, und auch die jüdische Familie von Moses Bendix wird am 24. Februar 1688 in den städtischen Dokumenten verzeichnet. Juden wurde eine befristete Aufenthaltsgenehmigung erteilt. Es war ihnen nicht gestattet, Immobilien als Eigentum zu erwerben. Christliche Geistliche brachten ihren Zorn gegen die Juden auf der Kanzel zum Ausdruck, weil sie an kirchlichen Feiertagen Handel trieben und den Sabbat feierten.

Die Assimilation der Juden von Landsberg wurde offiziell durch gesetzliche Regelungen für Juden in Preußen und Deutschland vorbereitet. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass 29 jüdische Familien bereits 1768 ihre eigenen Häuser besaßen. Im Jahr 1809 wurden zwei Vertreter der jüdischen Kaufleute in das 36-köpfige Kollegium des Stadtrats berufen, nämlich David Itzig und Isaak Ruben. Bekannt war in Landsberg auch die Familie Boas, die im Handel tätig war. Ein Vertreter dieser Familie, nämlich Adolf Boas (1804 – 1887), war Bankdirektor und Getreidegroßhändler.³ Für seine Tätigkeit wurde er als „verdienter Bürger der Stadt“ ausgezeichnet. Luis Boas wurde Eigentümer eines Landgutes in Rosswiese. Eduard Boas (1815 – 1853) machte die



Foto: Piotr Małochwiej

1 Zysnarski (2004), 82.

3 Völker (2011).

2 Benyskiewicz/Boras (1990), 115.



Foto: Piotr Małochwiej

Familie als Doktor der Philosophie, Dichter und Schriftsteller in ganz Deutschland bekannt. Unter den weiteren bekannten Persönlichkeiten taucht noch Franz Boas – der Begründer der Kulturanthropologie auf (es ist aber schwierig festzustellen, ob er direkt mit der Familie Boas aus Landsberg verwandt war).⁴

Viele Juden sahen der Taufe der evangelischen oder katholischen Kirche eine Eintrittskarte für ein besseres Leben in Deutschland. Zu denjenigen, die zum Protestantismus konvertierten, gehörten die Söhne des bekannten Predigers (Rabbiners) Wilhelm Klemperer, der zwischen 1864 und 1885 die jüdische Gemeinde in Landsberg an der Warthe leitete, nämlich Georg Klemperer (1872 – 1947), ein angesehener Professor der Medizinwissenschaften, Felix Klemperer (1866 – 1932), Arzt und Direktor eines Krankenhauses in Berlin, und Viktor Klemperer (1881 – 1960), Professor für romanistische Literaturwissenschaft, dessen posthum veröffentlichtes Tagebuch, unter anderem aus der Zeit des Nationalsozialismus, ihn weithin bekannt machte.

Nach der Volkszählung vom 3. Dezember 1867 lebten in der Stadt 17.492 Zivilisten, darunter 711 Juden. Im Jahr 1895 waren es 30.127 Zivilisten und 356 Soldaten. Die jüdische Bevölkerung betrug nur noch 600 Personen. Gleichzeitig stieg die Zahl der katholischen Einwohner auf 1.447. Die Juden als religiöse Minderheit fielen auf Platz drei zurück (etwa 2 Prozent der Bevölkerung). In den Listen der Volkszählung wurden diejenigen nicht der jüdischen Gemeinde zugerechnet, die zu einer anderen Konfession konvertiert waren oder ihre Zugehörigkeit zum Judentum nicht angegeben hatten (sogenannte säkularisierte Juden).

Die jüdische Gemeinde in Landsberg war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verhältnismäßig wohlhabend, da sie sich 1854 für 16.000 Taler eine schöne neue Synagoge in byzantinischem Stil bauen konnte. An der Spitze des Baukomitees standen die Kaufleute Benny Burchardt und Theodor Pick. An der Einweihungsfeier der neuen Synagoge am 13. September 1854 nahmen Vertreter der Provinz, Regierungsbezirks- und städtischen Behörden sowie christliche und jüdische Einwohner der Stadt teil. Bemerkenswert ist die Inschrift auf der neuen Synagoge, die auf Hebräisch und Deutsch lautet: „Mein Haus soll ein Bethaus sein für alle Völker“.

Zu den wohlhabenderen Einwohnern Landsbergs zählte Benny Burchardt (gest. ca. 1866), ein Kaufmann und Bankier, Vorsitzender der jüdischen Gemeinde, Philanthrop und Stifter von Stipendien, der vor allem dafür bekannt wurde, dass während seiner Amtszeit die moderne Synagoge in Landsberg (1938 von den Nazis niedergebrannt) erbaut wurde.⁵ Erwähnenswert ist auch das Familienunternehmen Lewison (Eigentümer waren Georg, Paul und Fritz), das eine Möbelfirma sowie eine moderne Möbelfabrik in der heutigen Kosynierów-Gdyńskich-Straße (Heinersdorfer Straße 44) besaß. Ihnen gehörte auch das moderne Kaufhaus in der Sikorskiego-Straße 6 (Richtstraße 6) – bekannt als das Alte Kaufhaus.

In der Hauptstraße der Stadt, der Richtstraße, gab es schöne moderne Geschäfte: das Herren- und Damenbekleidungsgeschäft von Louis Cohn, eine Gesellschaft bürgerlichen Rechts (Richtstraße 67/68), das Geschäft von Julius Heymann für Leinen- und Baumwollstoffe, Handschuhe, Strümpfe, Herren- und Damenunterwäsche (Richtstraße 51) oder das moderne Herren- und Knabenbekleidungsgeschäft von Leo Cohn, das sich im Stadtzentrum am Markt 11 befand.

Berühmtheit erlangte der Fall des Bombenanschlags auf den jüdischen Kaufmann Alfred Mannheim, der in der Kladowstr. 115 (heute Kardynała-S.-Wyszyńskiego-Str.) wohnte. Der Bombenanschlag erfolgte am 17. August 1932 und galt weniger dem Ehepaar Mannheimer als vielmehr Dr. Salinger, einem Landgerichtsrat jüdischer Herkunft. Dieser wurde schon seit Langem von den Nazis angefeindet, unter anderem in der lokalen Wochenzeitung „Landsberger Trommel“.⁶

Die Juden von Landsberg hatten nicht erwartet, dass die nationalsozialistischen Behörden so weit gehen würden, die Synagoge in Brand zu setzen, was in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 geschah. Der Brandanschlag wurde unter großer Geheimhaltung vorbereitet. Hitler und seine Getreuen trauten dem Antisemitismus der breiten Massen nicht, nicht einmal dem der kleinbürgerlichen Klientel, die ihnen in ihrer Denkweise am nächsten stand. Der Brandanschlag auf die Synagoge wurde von SA-Truppen verübt. Die Bürger von Landsberg sahen, wie die SA gegen ihre Feinde vorging. Schon zuvor hatte die SA in den Jahren 1932 und 1933 bei Straßenkämpfen gegen die Opposition gezeigt, wozu sie fähig war.

4 Wolffsohn/Puschner (1992), 53

6 Furian (2006), 158.

5 Engelen/Henning (1857), 165.

Die abgebrannte Synagoge in Landsberg wurde am 7. Dezember 1938 an die Firma C. Moritz verkauft, die Jüdische Gemeinde war durch drei Vorstandsmitglieder (Koschminsky, Rechelmann und E. Cohn) sowie Alfred Kann als „Berater in jüdischen Angelegenheiten“ dabei vertreten. Die Mauern der Synagoge überstanden die Zeit des Zweiten Weltkriegs und wurden erst danach abgerissen.

Das Schicksal des jüdischen Friedhofs

Mit der Geschichte der Synagoge hängt auch die Geschichte des jüdischen Friedhofs zusammen, der an der Stoneczna-Str. 57 gelegen ist. Die ersten Erwähnungen des Friedhofs stammen aus dem Jahr 1723. Erhalten sind etwa 300 Grabsteine. Der Älteste stammt von 1759. Auf dem Friedhof wurden viele bekannte Juden begraben, unter anderem der älteste Bruder von Viktor Klemperer (er lebte nur kurz), sowie Mitglieder der Familie Boas. Im Jahre 1830 wurde der Friedhof mit einer Mauer umgeben. 1942 wollten ihn die städtischen Behörden auflösen und verkaufen. Die Steinmetzfirma Bernschneider-Bensheim-Hess war interessiert, verzichtete aber auf den Kauf der Grabsteine, da sie nach Granit- und nicht nach Sandstein-Grabsteinen suchte. Mit der Angelegenheit befasste sich Max Koschminsky, der in Landsberg in der Brauerstraße 3 wohnte und Vertrauensmann für jüdische Angelegenheiten war. Schließlich verzichteten die städtischen Behörden auf die Auflösung des jüdischen Friedhofs, was aus einem Schreiben an die Steinmetzfirma vom 29. Januar 1942 ersichtlich wird, aus dem hervorgeht, dass es 1942 noch Juden in Landsberg gab und noch Reste der jüdischen Gemeinde existierten.

Es ist schwer festzustellen, was mit den Juden von Landsberg während des Zweiten Weltkriegs geschah. Einige Informationen liefert Dr. Neuweg, ein in den Jahren 1905 – 1938 bekannter Landsberger Zahnarzt, der in die USA auswanderte. Seiner Darstellung zufolge wurden folgende Juden aus Landsberg in einem Konzentrationslager vergast (er gibt nicht an, in welchem): Familie Lewinson, Lotte Heymann, Lotte Caro, Erich Cohn und seine Frau, Rechtsanwalt A. Kann und seine Frau, Käthe Funke, der Tierarzt Koschminski, die Familie Kowalski, Dora Rechelmann, Sperling, Lessner⁷ und seine Frau, Siegfried Cohn und seine Frau, Reich, Dr. Frank, Liebert. In den Vereinigten Staaten hielten sich die folgenden Ärzte auf: Leitner (er verließ Landsberg 1936) und Hermann Kapauner, der Landsberg am 30. Januar 1939 verlassen hatte und mit dem Schiff über Hamburg in die USA gelangte. In Brasilien blieb die Familie von Hermann Stern (früher wohnhaft in der Küstrinerstraße 24). Seine Tochter, die inzwischen brasilianische Staatsbürgerin ist, besuchte am 17. Juli 2006 das Haus ihrer Familie. Sie wurde von einem polnischen Bewohner des Hauses gastfreundlich empfangen.⁸

Dank der Datenbank von Yad Vashem konnte ich anhand ihres Geburts- bzw. Wohnorts nach Personen aus der Zeit vor dem Krieg suchen. Dank dieser Informationen war es möglich, über 300 Personen ausfindig zu machen, die sich zu irgendeinem Zeitpunkt ihres Lebens in Landsberg aufgehalten hatten. Einigen Lebensläufen wie denen von Caroline Frank, die in Auschwitz ermordet wurde, oder auch dem von Emma Scherbe, die in Theresienstadt ermordet wurde, sind Fotos beigegefügt. Ich denke, dass all dieser genannten Personen nach Möglichkeit gedacht werden sollte.



Foto: Piotr Małochwiej

In der Nachkriegszeit wurde der Friedhof über die Jahre immer weiter verwüstet. Die Gräber wurden ausgeraubt und zerstört, weggeschafft und für Steinmetzarbeiten verwendet. Das Beerdigungshaus mit seinen wunderschönen Türmchen wurde in eine Autowerkstatt umgewandelt. In den 1990er Jahren begann man dank des Engagements der jüdischen Community, das Gelände aufzuräumen. Das Tor wurde renoviert und die frühere Anordnung der Friedhofsalleen wiederhergestellt. Es wurden Epitaphien von 56 Grabsteinen übersetzt. Diese Arbeiten waren dank der finanziellen Unterstützung ehemaliger Einwohner von Landsberg und dank PHARE-Mitteln möglich, sie konnten aber erst 1999 abgeschlossen werden. Im Jahr 2000 wurde am Tor eine Gedenktafel mit der Inschrift „Der Zeuge sei dieser Stein“ in Hebräisch, Deutsch und Polnisch, angebracht und man baute ein Lapidarium. Während einer Feierstunde, an der unter anderem Joachim Salomonski-Hermann, ehemaliger Landsberger sowie Vertreter der Stadt teilnahmen, wurde zum ersten Mal in der Nachkriegsgeschichte der Stadt das Kaddisch gesprochen.

7 Laut List of German Jews, murdered between 1933 – 1945 [https://www.ushmm.org/online/hsv/source_advance_search.php?] wird eine Wehrmachtskaserne als sein Todesort angegeben [Wehrmacht Barracks, Germany], vielleicht wurde er dort erschossen. 1927 heiratete er in Hamburg Ellen Elises Durlacher (1907 – 1992), die in Amsterdam starb. Ihre Nachkommen sind am Leben.

8 Über das Schicksal der Landsberger Juden, die nach Berlin gezogen waren, berichtete Dietrich Knorn im „Heimatblatt“ (Heft 24/2002 und 26/2003).

Das Jahr 2007 und der Brief an den Stadtpräsidenten

In einem Artikel der „Gazeta Wyborcza“ aus dem Jahr 2007 lesen wir unter dem Titel „Der jüdische Friedhof ist eine Schande für Gorzów“ von der Initiative des Vereins „Otwarta Rzeczpospolita“ („Offene Republik“). „Otwarta Rzeczpospolita“ ist ein Verein, in dem viele bekannte und hoch angesehene Personen aktiv sind. Der Vorsitzende des Vereinsrats ist Jerzy Jedlicki, und dem Rat selbst gehören Persönlichkeiten wie Halina Bortnowska, Mirosława Marody oder Krystyna Zachwatowicz-Wajda an, aber auch Władysław Bartoszewski und Andrzej Osęka waren vor ihrem Tod Mitglieder. „Otwarta Rzeczpospolita“ wurde 1999 gegründet und setzte sich das Ziel, eine Haltung von Offenheit und Respekt gegenüber Menschen und Gruppen mit unterschiedlichen ethnischen, religiösen, kulturellen oder sozialen Identitäten zu fördern. Der Verein möchte allen Formen von Rassismus, Antisemitismus, Fremdenfeindlichkeit und Haltungen, die die Menschenwürde verletzen, entgegenwirken.

In seinem Schreiben an den Stadtpräsidenten von Landsberg macht der Vereinsvorsitzende auf Folgendes aufmerksam: „Die Pflege der Grabstätten, in der Generationen von Bürgern der Stadt beigesetzt wurden, ist nicht nur eine verwaltungsrechtliche Pflicht der Kommunalverwaltung, sondern auch eine staatsbürgerliche und moralische Verpflichtung.“ Nach Ansicht der Aktivisten ist eine schnelle und wirksame Reaktion auf Vorfälle von Vandalismus auf dem Friedhof besonders wichtig, um diese künftig zu vermeiden und den gesellschaftlichen Respekt für die Gesetzgebung insgesamt zu stärken.

Im Artikel heißt es weiter, dass erst der Stadtrat Paweł Leszczyński auf die Vorgänge in der Słoneczna-Straße aufmerksam gemacht habe. Wahrscheinlich wird der jüdische Friedhof im Frühjahr endgültig in die Hände des Verbands Jüdischer Gemeinden übergehen. Aber löst das auf irgendeine Weise das Problem? Wohl kaum. Die Stiftung Schutz des Jüdischen Erbes, die die Pflege des jüdischen Friedhofs übernehmen wird, betreut Hunderte solcher Grabstätten in Polen. In der Nekropole von Landsberg ist kein bedeutender Rabbiner begraben, zu dessen Grab jüdische Pilger aus der ganzen Welt kommen würden. Für die Stiftung wird er einer von vielen Friedhöfen sein und wahrscheinlich keine besondere Priorität besitzen. Für die Bürger von Landsberg ist der Friedhof jedoch aus mehreren Gründen etwas Besonderes: Hier sind Generationen ehemaliger Landsberger jüdischer Herkunft und Konfession begraben, und der Friedhof ist eines der wenigen und ältesten Denkmäler in unserer vom Krieg stark zerstörten Stadt. Den Toten gebührt Respekt, das ist selbstverständlich – obwohl das offensichtlich nicht für alle gilt, wie man auf dem Friedhof an der Słonecznej-Straße sieht. Wir Landsberger sollten uns aber um dieses historische Denkmal kümmern, wenn schon nicht aus Respekt, dann zumindest aus reinem Kalkül. Wunderschön in einem bewaldeten Tal gelegen, könnte er mit seinen erhaltenen Grabsteinen der Stolz von Landsberg sein, ein Ort, mit dem man sich rühmen kann.



Foto: Piotr Małochwiej

An dieser Stelle sei erwähnt, dass der Friedhof seit 2008 unter der Obhut der Warschauer Stiftung Schutz des Jüdischen Erbes steht.

Neueste Versuche des Gedenkens, Enthüllung von Gedenktafeln in den Jahren 2014 und 2018

Ein Beispiel für das Gedenken an die jüdische Bevölkerung in Landsberg ist die Enthüllung einer Gedenktafel am 10. November 2014. Sie wurde vom Verein der Freunde von Landsberg mit Unterstützung der Schüler des I. Allgemeinbildenden Gymnasiums aufgestellt. Es war die erste Gedenkfeier für die jüdische Gemeinde in Landsberg seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Im selben Jahr stellte auch die Stadtverwaltung in unmittelbarer Nähe des Obelisken einen Gedenkstein für die Landsberger Juden auf.

2016 berichtete die lokale Presse über ein Problem im Zusammenhang mit der Entdeckung alter Grabsteine mit hebräischen Inschriften bei der Renovierung der Walczaka-Straße. Wiesław Antoszew, Vorsitzender des Vereins „Człowiek w Potrzebie – Wolontariat Gorzowski“ (Mensch in Not – Landsberger Freiwilligendienst), versicherte in einem Interview, dass die Freiwilligen des Vereins aufgefundenen Grabsteinfragmente in einem Lapidarium auf dem jüdischen Friedhof von Landsberg aufstellen werden. Der Verein arbeitet mit der Stiftung Schutz des Jüdischen Erbes zusammen und kümmert sich um den

Friedhof in der Słoneczna-Straße. Antosz bestätigt, dass ein Vertreter der Stiftung ihn wegen der gefundenen Grabsteine kontaktiert habe. Bei einem Arbeitstreffen in der Stadtverwaltung wurde vereinbart, dass die Mazewot-Fragmente außerhalb der Baustelle gelagert und nach Fertigstellung von der Baufirma zum Friedhof transportiert werden, wo sie von Freiwilligen des Vereins gemäß dem jüdischen Ritual in die Mauer des jüdischen Friedhofs eingelassen werden.

In der lokalen Presse kann man in einem Artikel vom 30. August 2018 von einer weiteren Initiative lesen. An der Kreuzung der Spichrzowa- und der Zaułek-Straße in Landsberg wurde eine Gedenktafel enthüllt, die an die jüdischen Bewohner und die Existenz einer Synagoge in der Stadt erinnert, die 1854 errichtet und während der Reichspogromnacht 1938 niedergebrannt wurde.

„Wir enthüllen heute eine Gedenktafel zur Erinnerung an die jüdische Gemeinschaft, die in unserer Stadt, in Gorzów, dem Vorkriegs-Landsberg, lebte. Eine aktive, pulsierende Gemeinschaft, deren Wirken für das Schicksal dieser Gebiete und unserer Geschichte nicht unbedeutend war. Die Geschichte von Gorzów ist ein Aufeinandertreffen von Einflüssen vieler Nationen, Kulturen und Traditionen. Für uns ist das sehr wertvoll“, sagte der Stadtpräsident von Landsberg, Jacek Wójcicki.

Laut der Direktorin der Stiftung Schutz des Jüdischen Erbes in Warschau, Monika Krawczyk, entwickeln sich „Orte, die mit der jüdischen Geschichte verbunden sind, in ganz Polen zu einem wichtigen Teil touristischer Routen und Sehenswürdigkeiten. [...] Wir widmen diese Tafel dem Gedenken an die Landsberger Juden, aber wir sollten uns daran erinnern, dass es an uns Landsbergern, Polen, Warschauern oder Posenern liegt, wie wir die Zukunft dieser Gegend gestalten“, erklärte sie.

Die Gedenktafel ist das Ergebnis einer Vereinbarung zwischen dem Verband Jüdischer Religionsgemeinden in der Republik Polen und der Stadt. Danach verzichtete der Verband auf seine Ansprüche auf das Grundstück, auf dem sich vor dem Zweiten Weltkrieg die Synagoge und das Gemeindehaus befanden, im Gegenzug für die Anbringung einer Gedenktafel für die jüdischen Einwohner von Landsberg auf Kosten der Stadtverwaltung.

Die Steintafel trägt die Inschrift: „Zum Gedenken an die jüdischen Einwohner von Landsberg. Seit dem 14. Jahrhundert lebten Juden in Landsberg und trugen zur Entwicklung der Stadt bei. Landsberg hatte eine Synagoge, und die Gemeinde, die sogenannte Kehillah, verfügte über ein Gemeindehaus. Die 1854 erbaute Synagoge wurde in der sogenannten Reichspogromnacht vom 9. bis 10. November 1938 von deutschen nationalsozialistischen Kampftruppen niedergebrannt. Nach 1942 wurden die letzten Juden von Landsberg von den Deutschen in Ghettos und Vernichtungslager deportiert. Nur wenige haben überlebt.“

Es gibt auch einen Text auf Hebräisch, der in der vollständigen Fassung wörtlich bedeutet: „Ihre Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens“ – das ist eine traditionelle Grabsteininschrift auf jüdischen Friedhöfen.

Abschließend möchte ich betonen, dass es trotz mehrerer Initiativen zum Gedenken an die Geschichte der Juden in Landsberg immer noch an Orten in der Stadt fehlt, an denen sich Interessierte über Juden informieren können, die in Landsberg lebten. Bei der Vorbereitung dieses Beitrags konnte ich sowohl in den Archiven von Landsberg als auch bei einer Online-Recherche mehrere Hundert Juden ausfindig machen, die mit Landsberg in Verbindung standen, in einigen Fällen mit Fotos und einer genauen Adresse. Meiner Meinung nach verdient jeder dieser Menschen ein würdiges Gedenken.

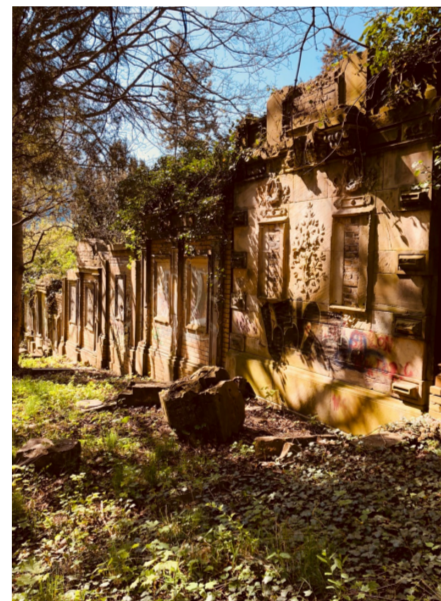


Foto: Piotr Małochwiej

Bibliographie

- Barański, Dariusz: Pamięć o gorzowskich pomnikach i tablicach pamiątkowych. In: *Lamus*, Nr. 12 (2003).
- Benyskiewicz, Joachim/Boras, Zygmunt/Wędzki, Andrzej: *Dzieje Gorzowa Wlkp.* Gorzów Wielkopolski 1990.
- Cieśla, Stefan: Świadectwo pamięci: historia na cmentarzu zapisana. In: *Gazeta Lubuska (Ausgabe D)*. 2002, Nr. 155, S. 15 D.
- Engelien, August/Henning, Friedrich: *Geschichte der Stadt Landsberg an der Warthe.* Landsberg 1857.
- Furian, Hans: *Vom Kirchenkampf zum Christuskampf. Kirchliches Leben in der östlichen Neumark 1933 – 1945.* Berlin 2006.
- Gawroniak, Roman: Region gorzowski – rekonesans historyczny. In: *Dziedzictwo kulturowe regionu gorzowskiego: materiały z interdyscyplinarnej konferencji naukowej.* Hg. v. Elżbieta Skorupska-Raczyńska. Gorzów Wielkopolski, 7-8. April 2003.
- Völker, Martin André: *Literatur und Revolution in Landsberg an der Warthe – Eduard Boas (1815–1853) und seine dichterischen Feldzüge.* In: *Die Neumark – eine vergessene Provinz – Lebuser Land – die gemeinsamen Wurzeln.* Hg. v. Woiwodschafts- und Stadtbibliothek in Gorzów Wlkp., Gorzów Wielkopolski 2011, 309 – 323.
- Wolffsohn, Michael, Puschner Uwe: *Geschichte der Juden in Deutschland,* München 1992.
- Zysnarski, Jerzy: *Dzielnica landsberskich Żydów,* in: *Nowa Marchia – prowincja zapomniana – wspólne korzenie,* Gorzów Wielkopolski 2004.

Tomasz Wolender

Vierzig ewig wandernde Grabsteine vom jüdischen Friedhof in Stettin. Die schwierige Geschichte einer Rückkehr an einen Ort der Erinnerung.

Die Geschichte von mehreren Dutzend jüdischen Grabsteinen, die 2010 zufällig auf dem Gelände eines stillgelegten Steinmetzbetriebes in Pölitz (Police) gefunden wurden, ist untrennbar mit dem jüdischen Friedhof von Stettin (Szczecin) in der Ojca-Beyzyma-Str. (ehem. Bethanienstraße) verbunden. Obwohl die jüdische Gemeinde von Stettin das Land für die Einrichtung des Friedhofs 1816 gekauft hat, wird in der Literatur das Jahr 1821 als Datum der Einrichtung des Friedhofs angegeben. Das Friedhofsgelände, das ursprünglich 173 m² betrug, wurde 1877, 1891 und letztmalig 1917 erweitert. Auf dem Friedhof befand sich seit 1899 ein großes Begräbnishaus, das in der sogenannten Reichspogromnacht (9./10.11.1938) niedergebrannt und 1938 vollständig abgerissen wurde. In dem bis heute erhaltenen Gebäude in der Ojca-Beyzyma-Str. 17 befand sich das Haus des Totengräbers. Bis 1930 gab es in unmittelbarer Nähe eine Friedhofsgärtnerei. Die erhaltenen Archivfotos des Friedhofs zeigen regelmäßig angelegte und gut gepflegte, befestigte Alleen, ein kreisförmiges, mit niedrigen Sträuchern bepflanztes Blumenbeet vor dem Begräbnishaus und einen regelmäßig angelegten, von Nadelbäumen umgebenen Friedhofsbereich für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Juden. Der neuere Teil des Friedhofs war durch beschnittene Hecken in rechteckige Bestattungsfelder unterteilt, die für die einzelnen Gräber zusätzlich individuell aufgliedert wurden. Der ältere Teil war von einer hohen Mauer umgeben, an der sich Reihen architektonisch aufwändiger, dekorativer Gräber in Form von eklektischen Ädikulä befanden. Im älteren Teil lagen die Gräber in engen Reihen beieinander. Darüber hinaus zeigen Fotos die Vielfalt der Grabsteine auf dem Friedhof: von einfachen Holzplatten über Obelisken bis hin zu dekorativ gestalteten Grabsteinen in verschiedenen Formen, die oft mit reichen floralen Ornamenten und architektonischen Details verziert waren. Das 1938 zerstörte Begräbnishaus war ein architektonisch interessanter Zentralbau auf achteckigem Grundriss mit eklektischen neoromanischen Formen.

Der Friedhof wurde weder während der NS-Zeit noch während des Zweiten Weltkriegs bedeutend beschädigt. Noch 1947 umfasste er eine Fläche von etwa 10 ha und war von einer hohen Ziegelmauer umgeben. Zu dieser Zeit war das Gebiet relativ gut gepflegt, es verfügte über gut erhaltene, gestaltete Grünanlagen und sichtbare Grabfelder. Die Alleen waren mit Lebensbäumen bepflanzte, die beschnitten wurden. Anstelle des abgerissenen Begräbnishauses in der Mitte des Friedhofs gab es einen Platz für Gebete und Reden. Auch das zerstörte ehemalige Friedhofsbüro stand noch. Die ältesten damals erhaltenen Denkmäler waren 1820 errichtet worden, die Nachkriegsbestattungen begannen 1946. Es wurden Grabplatten aus Marmor, poliertem Granit und Basalt notiert, mit Inschriften hauptsächlich in deutscher Sprache; in einem Bereich des Friedhofs waren die Inschriften auf der einen Seite der Grabsteine in Hebräisch und auf der Rückseite in Deutsch. Im östlichen Teil des Friedhofs befanden sich Familiengräber und kunstvoll gestaltete Grabmäler aus Marmor und poliertem Granit, die vielleicht wohlhabenderen Mitgliedern der Gemeinde gehörten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Verwaltung des Friedhofs im Juli 1946 der Jüdischen Kultusgemeinde in Stettin übertragen, die dort bis Anfang 1962 Bestattungen vornahm, bis die Gemeinde von den Behörden gezwungen wurde, die Toten auf dem städtischen Friedhof zu bestatten. Mitte der 1960er Jahre begannen die Behörden, den Friedhof in ein Erholungsgebiet umzuwandeln. Im Jahr 1966 wurden die Bereiche mit den Grabsteinen polnischer Juden mit einem Zaun umgeben und die Grabsteine deutscher Juden in den so abgegrenzten Bereich versetzt. Auf der verbleibenden Fläche wurde ein Stadtpark angelegt. Es gibt keine Informationen über Exhumierungen aus diesem Gebiet. 1982 beschlossen die Behörden in Absprache mit Vertretern der jüdischen Gemeinde, den jüdischen Friedhof in Stettin endgültig aufzulösen. Es wurde vereinbart, dass die menschlichen Überreste dort exhumiert und in den jüdischen Bereich auf dem Zentralfriedhof überführt werden sollten. Die Grabsteine „aus deutscher Zeit“ sollten, nachdem sie inventarisiert und ihr Wert vom Woiwodschaftsdenkmalpfleger geschätzt worden war, an einem von den Stettiner Behörden angegebenen Ort gesammelt werden. Gleichzeitig war geplant, ein Denkmal zur Erinnerung an den ehemaligen jüdischen Friedhof zu errichten, wobei die



1 Denkmal auf dem jüdischen Friedhof in der Ojca-Beyzyma-Str. in Stettin aus dem Jahr 1988, Designer: Zbigniew Abrahamowicz, Stand: April 2022.

Foto: Tomasz Wolender

Kosten für dessen Errichtung, die Exhumierung sowie die Erschließung des gesamten Geländes durch den Erlös aus dem Verkauf der Grabsteine gedeckt werden sollten. Im November 1982 wurde beschlossen, den Park auf einer kleineren Fläche des ehemaligen Friedhofs anzulegen. Die Grabsteine wurden in das Lager des Grünflächenamtes in der Harcerzy-Str. 39 gebracht, einen Teil von ihnen hat man verkauft. Bezeichnend ist die unterschiedliche Herangehensweise an die Gräber, die

in ihrer Gesamtheit überführt werden sollten – wahrscheinlich die aus der Zeit von 1946 bis 1966 – und an die Grabsteine deutscher Juden, die nach erfolgter Wertermittlung verkauft werden könnten, wie in einem Dienstvermerk einer Sitzung in der Abteilung für religiöse Angelegenheiten des Woiwodschaftsamt in Stettin dokumentiert ist. Es ist nicht bekannt, wie die Wertermittlung der historischen Grabsteine letztendlich abgelaufen ist, da der Woiwodschaftsdenkmalpfleger in seinem Schreiben vom 5.11.1982 darauf hinwies, dass die Grabsteine dafür nicht ausreichend zugänglich seien. Im November 1988 wurde auf dem Friedhof – an der Kreuzung der Soplcy- und der Gorkiego-Str. – ein von Zbigniew Abrahamowicz entworfenes Denkmal enthüllt. Es besteht aus elf Grabsteinen, vor denen zwei Tafeln liegen: eine mit einer Inschrift in polnischer und die andere in hebräischer Sprache. Sie verkünden: „Von 1821 bis 1962 befand sich hier ein jüdischer Friedhof.“



2 Gesamtansicht des älteren Teils des jüdischen Friedhofs an der Ojca-Bezymia-Str. in Stettin mit dem ehemaligen Totengräberhaus, Stand April 2022.

Foto: Tomasz Wolender

Das Gelände des ehemaligen jüdischen Friedhofs in der Ojca-Bezymia-Str. weist heute weitreichende Veränderungen auf, die hauptsächlich auf Mitte der 1960er Jahre eingeleitete Aktivitäten zurückzuführen sind. Die Hauptanlage in Form von Alleen in ost-westlicher und nord-südlicher Richtung ist erhalten geblieben, sie kreuzen sich ungefähr am ehemaligen Standort des Begräbnishauses. Zum Teil sind auch historische Anpflanzungen erhalten geblieben, aber es gibt auch Pflanzen, die sich selbst ausgesät haben und Pflanzungen, die nach der Stilllegung des Friedhofs zu dessen Nutzung als Parkanlage vorgenommen wurden. Ein Teil des Geländes wird als Fußballplatz genutzt. Darüber hinaus befinden sich im älteren Teil des Friedhofs unterirdische Luftschutzbunker mit vier überirdischen Eingängen aus Stahlbeton. Das Totengräberhaus, ein einfacher Backsteinbau, ist erhalten geblieben, leider wurde es teilweise umgestaltet und umgebaut. Ebenso erhalten sind Reste der gepflasterten Einfahrt von der Leszczyńskiego-Str. und ein Fragment der Betontreppe von der Ojca-Bezymia-Str. an der Ostseite des Totengräberhauses. Neben dem oben erwähnten Denkmal befindet sich am östlichen Rand des Friedhofs ein tief im Boden versunkener Grabstein, von dem jedoch nicht bekannt ist, ob er sich an seinem ursprünglichen Platz befindet oder ob er versetzt wurde. Es handelt sich um den Grabstein von Otto Münsterberger, einem jüdischen Kaufmann, der am 31.10.1905 in Stettin starb.

Lange Zeit schien es, als seien das die einzigen erhaltenen Grabsteine, die vom ehemaligen jüdischen Friedhof in der Ojca-Bezymia-Str. in Stettin stammten. Unterdessen meldete 2010 ein Mitarbeiter der Stadtverwaltung Pölitz dem Woiwodschaftsamt für Denkmalschutz in Stettin telefonisch die Entdeckung von mehreren Dutzend Grabsteinen aus der Zeit vor 1945 auf dem Gelände einer stillgelegten Steinmetzwerkstatt in Pölitz. Fotos vom Standort der Grabsteine wurden per E-Mail übermittelt. Unter den entdeckten Grabsteinen befand sich eine beträchtliche Anzahl jüdischer Grabsteine. Es wurde vermutet, dass die Grabsteine vom jüdischen Friedhof in Stettin stammten, obwohl es dafür keine Belege gab. Der Angestellte der Stadtverwaltung Pölitz, der den Fund meldete, schlug vor, die jüdischen Grabsteine für die Errichtung eines Lapidariums/Denkmal zu verwenden. Dieses sollte an die Opfer der jüdischen Zwangsarbeiter erinnern, die während des Zweiten Weltkriegs beim Bau der Fabrik für synthetisches Benzin in Pölitz arbeiteten und im Außenlager des Konzentrationslagers Stutthof in Pölitz inhaftiert waren. Der Vorschlag wurde vom Woiwodschaftsdenkmalpfleger abgelehnt, der meinte, dass die Grabsteine auf den Friedhof zurückkehren sollten, von dem sie stammten. Daher wurden die Grabsteine zum Zentralfriedhof in Stettin transportiert und dort vorübergehend gesichert. Am 12. November 2010 wurde jedoch in der Ofiar-Stutthofu-Str. in Pölitz ein Mahnmal für die jüdischen Opfer des KL Stutthof in Form eines Findlings mit einer Gedenktafel enthüllt.

Gleichzeitig wandte sich das Unternehmen der Kommunalwirtschaft (Zakład Usług Komunalnych, kurz: ZUK) in Stettin, das das Gelände des Zentralfriedhofs verwaltet, an den Woiwodschaftsdenkmalpfleger, dieser möge Empfehlungen für die Konservierung der aus Pölitz gebrachten jüdischen Grabsteine auf dem Zentralfriedhof geben, damit diese gesichert und aufgestellt werden könnten. In dem Schreiben wurde festgestellt, dass es nicht möglich sei, die Grabsteine auf dem ehemaligen jüdischen Friedhof oder irgendwo anders auf dem Zentralfriedhof unterzubringen. Der Woiwodschaftsdenkmalpfleger bat

daher die Jüdische Gemeinde in Stettin, zum endgültigen Standort und zur Art der Sicherung der Grabsteine Stellung zu nehmen. Gleichzeitig wurde um Unterstützung bei der Identifizierung der gefundenen Grabsteine gebeten, um deren ursprünglichen Standort zu bestimmen. Das Schreiben blieb unbeantwortet. Im Oktober 2016 führte eine Gruppe von Freiwilligen der Stettiner Nichtregierungsorganisationen aus den Vereinen Radelndes Stettin (Rowerowy Szczecin) und Kooperatywa Badehaus (Kooperatywa łaźnia)) unter Beteiligung des stellvertretenden Woiwodschaftsdenkmalpflegers eine Bestandsaufnahme der Grabsteine durch. Nachdem die Grabsteine von den ZUK-Mitarbeitern entsprechend zugänglich gemacht worden waren, wurden sie sorgfältig von Schmutz befreit, fotografiert und vermessen, die meisten Inschriften konnten gelesen werden. Die so gewonnenen Daten und Informationen wurden von Maciej Gibczyński in Form von Registrierkarten für bewegliche Denkmäler in dem gesetzlich vorgeschriebenen und vom Nationalen Institut für Kulturerbe akzeptierten Format zusammengestellt. Die Karten in elektronischem Format wurden an das Archiv des Woiwodschaftsamt für Denkmalschutz in Stettin übergeben. Gleichzeitig wandte ich mich als stellvertretender Woiwodschaftsdenkmalpfleger an Einzelpersonen und Institutionen, die sich mit dem Schutz des jüdischen Erbes befassen, und bat um Unterstützung bei der Identifizierung der Grabsteine auf der Grundlage der zusammengestellten Dokumentation. Leider wurde trotz wiederholter Erklärungen, eine Zusammenarbeit aufnehmen zu wollen, keine solche Hilfe geleistet. Erst 2021 gelang es, diese Hilfe vom Büro für die Dokumentation von Denkmälern in Stettin, einer kulturellen Einrichtung der Selbstverwaltung der Woiwodschaft Westpommern, zu erhalten. Eine Mitarbeiterin dieser Einrichtung, Frau Dr. Anna Bartzak, hat eine Studie mit dem Titel: „Jüdische Grabsteine auf dem Zentralfriedhof in Stettin. Zusammenfassung der ersten Phase der Archiv- und bibliografischen Recherche“ erstellt. Die Autorin der Studie kam anhand von Grabsteinkarten aus dem Archiv des Woiwodschaftsamt für Denkmalpflege in Stettin zu dem Schluss, dass alle Personen, deren Namen auf den Grabsteinen stehen und die identifiziert werden konnten, in Stettin oder in Städten in der Umgebung von Stettin gelebt hätten. Diese Personen gehörten der jüdischen Gemeinde in Stettin an und wurden daher auf dem jüdischen Friedhof in der Bethanienstraße beigesetzt, der der Stettiner Gemeinde gehörte. Nur bei vier Karten, die für Grabsteinelemente ohne Inschriften oder mit hebräischen Inschriften, die die Autorin nicht lesen konnte, erstellt wurden, konnte die Untersuchung nicht erfolgreich abgeschlossen werden. So konnte bei den 40 Grabsteinen, die derzeit auf dem Stettiner Zentralfriedhof versammelt sind, schließlich die Zugehörigkeit zum ehemaligen jüdischen Friedhof in der Ojca Bezymia-Str. in Stettin bestätigt werden. Hinzufügen sollte man noch, dass der städtische Denkmalpfleger in Stettin das Woiwodschaftsamt für Denkmalschutz in Stettin darüber informiert hatte, dass Grabsteine aus der Zeit vor 1945, von denen einige möglicherweise jüdisch sind, immer noch im Lager des Unternehmens der Kommunalwirtschaft in der Harcerzy-Str. in Stettin aufbewahrt werden.



3 Auf dem Gemeindegebiet von Pölitz gesammelte Grabsteine, Stand 2010. Autor unbekannt, Archiv des Woiwodschaftsamt für Denkmalschutz in Stettin

Die Entdeckung der oben beschriebenen Grabsteine, die vom ehemaligen jüdischen Friedhof in der Ojca Bezymia-Str. in Stettin stammen, wirft eine Reihe von rechtlichen und konservatorischen Fragen auf, die das derzeitige und weitere Verfahren zu ihrem Schutz und ihrer angemessenen Erhaltung bestimmen. Von dem Moment an, als die verlagerten Grabsteine entdeckt wurden, bestand die wichtigste Aufgabe darin, ihren ursprünglichen Standort zu bestimmen. Zu diesem Zweck war es notwendig, sie zu inventarisieren und Archivrecherchen durchzuführen. Nach jahrelangen Bemühungen wurde eine solche Dokumentation zusammengestellt. Sie ermöglicht es, den ursprünglichen Standort fast aller entdeckten Grabsteine dem ehemaligen jüdischen Friedhof in der Bethanienstraße in Stettin zuzuordnen. Die wichtigste Frage scheint derzeit darin zu bestehen, den rechtlichen Denkmalschutzstatus der entdeckten Grabsteine zu bestimmen. Das Fehlen eines eindeutig definierten Eigentumsstatus der Grabsteine und ihres konservatorischen Schutzes stellt zweifellos eine Bedrohung für ihren Erhaltungszustand dar. Seit Mitte 2020 läuft im Woiwodschaftsamt für Denkmalschutz in Stettin ein Verwaltungsverfahren zur Eintragung des jüdischen Friedhofs in der Ojca-Bezymia-Str. in Stettin in das Denkmalregister der Woiwodschaft Westpommern. Die wiedergefundenen Grabsteine sollten als historische Zeugnisse des Friedhofs rechtlich geschützt werden, indem sie im Rahmen dieses Verfahrens in die Denkmalliste eingetragen werden. Die Einrichtung eines Rechtsschutzes wird es den Denkmalschutzbehörden ermöglichen, die Maßnahmen sowohl in Bezug auf das Friedhofsgelände als auch auf die erhaltenen Grabsteine zu kontrollieren. Das Verfahren, das sich unter anderem aufgrund dieses Antrags, aber auch in Erwartung der Untersuchungsergebnisse vom Amt für Denkmalpflege in Stettin verlängert hat, kann immer noch nicht abge-

geschlossen werden, da ähnliche Untersuchungen auch in Bezug auf die übrigen Grabsteine und die im Lagerhaus des Stettiner Unternehmens der Kommunalwirtschaft in der Harcerzy-Str. in Stettin befindlichen Grabsteine durchgeführt werden müssen. Die wichtigsten Bedrohungen, die sich daraus für historische Objekte ergeben, bestehen darin, dass der Prozess der Devaluation und der Verlust von historischen Gestaltungselementen des Friedhofsbereichs, aber auch der fortschreitende Prozess der Beschädigung und Zerstörung der Grabsteine weitergehen. Im immateriellen Bereich begünstigt die derzeitige Situation zweifellos das systematische In-Vergessenheit-Geraten des jüdischen Friedhofs an der Stelle des heutigen Stadtparks in der Ojca-Beyzyma-Str.. Gleichzeitig schafft die Konzentration des ehemaligen Friedhofsgeländes innerhalb seiner historischen Grenzen in den Händen des rechtmäßigen Eigentümers – der Jüdischen Gemeinde – günstige Bedingungen für die Durchführung weiterer Aktivitäten zum Schutz und zur Pflege der Denkmäler. Diese können direkt vom Eigentümer oder auf der Grundlage einer Vereinbarung gemeinsam mit der Stadtverwaltung von Stettin durchgeführt werden. Zu den Maßnahmen, die zur Zeit umgesetzt werden könnten, gehört beispielsweise die Aufnahme des Stettiner Friedhofs in das Programm zur Identifizierung und Markierung jüdischer Friedhöfe auf dem Gebiet der Republik Polen, das vom Nationalen Institut für Kulturerbe (Narodowy Instytut Dziedzictwa) seit 2017 in Zusammenarbeit mit den Woiwodschaftsdenkmalpflegern, dem Museum für die Geschichte der polnischen Juden POLIN (Muzeum Historii Żydów Polskich POLIN), dem Verband der jüdischen Religionsgemeinschaften in der Republik Polen (Związek Gmin Wyznaniowych Żydowskich w RP), dem Jüdischen Historischen Institut (Żydowski Instytut Historyczny) und der Stiftung zum Schutz jüdischen Erbes (Fundacja Ochrony Dziedzictwa Żydowskiego) durchgeführt wird. Dies würde die historischen Grenzen des Friedhofs vor Ort deutlich machen und verhindern, dass sie in Vergessenheit geraten. Die Unterschutzstellung des Friedhofs eröffnet auch neue Möglichkeiten für die Beschaffung von Mitteln für den Schutz des Friedhofs und der Grabsteine im Rahmen von staatlichen und kommunalen Denkmalpflegeprogrammen. Weitere Maßnahmen im Zusammenhang mit den entdeckten Grabsteinen können nicht losgelöst



4 Arbeit an der Inventarisierung der Grabsteine, die von Freiwilligen im Oktober 2016 auf dem Zentralfriedhof gesammelt wurden.

Foto: Maciej Gibczyński, Archiv des Woiwodschaftsamtes für Denkmalschutz in Stettin

von der aktuellen und zukünftigen Art der Erhaltung des ehemaligen Friedhofsgeländes betrachtet werden. Sein derzeitiger Zustand entspricht sicherlich nicht in vollem Umfang den Richtlinien der Rabbinerkommission für Friedhöfe bei der Vereinigung Jüdischer Religionsgemeinschaften in der Republik Polen (Komisja Rabiniczna ds. Cmentarzy przy Związku Gmin Wyznaniowych Żydowskich w RP) bezüglich des Schutzes jüdischer Friedhöfe in Polen, vor allem weil ein Teil des Geländes für Erholungszwecke genutzt wird. Die Verlegung der gefundenen Grabsteine auf den Friedhof und ihre dauerhafte Unterbringung kann neue Bewirtschaftungsformen notwendig machen. Solche Aktivitäten müssten im Einklang mit den oben erwähnten Richtlinien der Rabbinerkommission für Friedhöfe gestaltet werden, die unter anderem Erdarbeiten auf dem Friedhofsgelände oder das Befahren des Geländes mit schwerem Gerät verbieten. Dies stellt eine große Einschränkung für die Gestaltung dar. Es ist zu hoffen, dass die in Pölitz und Stettin gefundenen Grabsteine vom Stettiner jüdischen Friedhof nicht mehr das Schicksal des im Titel dieses Artikels zitierten legendären Ahasver, des ewig „Wandernden Juden“, teilen und auf den Stettiner jüdischen Friedhof zurückkehren werden. Die Grabsteine auf dem Zentralfriedhof wurden mit Ölfarbe in zwei Farben nummeriert, wahrscheinlich zum Zeitpunkt des Verkaufs der Grabsteine nach 1982. Die höchste auf diesen Grabsteinen verzeichnete Nummer ist „819“. Auf dieser Grundlage und vor dem Hintergrund der Archivfotos des jüdischen Friedhofs von Stettin müssen wir erkennen, dass die gefundenen Grabsteine nur einen kleinen Teil der Erinnerung an die jüdische Gemeinde von Stettin darstellen, die von 1816 bis zum Holocaust eine regelrechte Blüte erlebte. Der Friedhof, einzelne Elemente seiner Gestaltung und die Grabsteine sind die einzigen materiellen Spuren dieser Gemeinde, die heute in Stettin noch erhalten sind. Der Wert der Authentizität, der ihnen beigemessen wird, ist unschätzbar. Vielleicht wird die Entdeckung der Grabsteine ein Impuls dafür sein, nicht nur die Geschichte des jüdischen Friedhofs in Stettin, sondern auch die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Stettin zu erforschen. Die von Dr. Anna Bartczak erstellte Studie enthält bereits viele wertvolle, bisher unbekannt Informationen.

Die Geschichte des jüdischen Friedhofs in Stettin, die mit der Geschichte der im Titel genannten Grabsteine zusammenhängt, ist nichts Außergewöhnliches in den sogenannten wiedergewonnenen Gebieten. Hunderte von jüdischen Friedhöfen in Schlesien, Pommern, Ermland und Masurien fielen einer geplanten Auslöschung von Spuren deutscher Kultur zum Opfer, die von den kommunistischen Behörden kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs eingeleitet und in den 1960er Jahren verstärkt wurde. Die systematische Abtragung aus deutscher Zeit stammender jüdischer Friedhöfe, die damals begann, setzte sich bis in die 1990er Jahre fort und führte oft zu brutalen Verwüstungen. Ende der 1990er Jahre begann sich die Situation zu

ändern, u. a. dank der schrittweisen Unterschutzstellung von stillgelegten Friedhöfen, Maßnahmen seitens der Institutionen, die sich dem Schutz des jüdischen Erbes widmen, aber auch dank der zunehmenden Sensibilisierung und Aktivität der lokalen Gemeinschaften und Nichtregierungsorganisationen. Der Prozess der systematischen Spurenverwischung deutsch-jüdischer Kultur in den Gebieten, die nach 1945 Polen eingegliedert wurden, erinnert an die Geschichten der kleinen europäischen Nationen, die in den Büchern von Karl-Markus Gauß beschrieben werden. Der Literaturkritiker Bartosz Marzec fasste dies in seiner Rezension eines dieser Werke zusammen: „Er schreibt über Völker, denen die Geschichte nicht freundlich gesinnt war, er spricht mit Menschen aus untergehenden Kulturen. Er sagt, dass es vor allem sie seien, die heute den Reichtum der europäischen Tradition bewahren. Wenn sie verschwinden, wird es so sein, als ob das Meer einen Teil des Landes, auf dem wir leben, weggenommen hätte.“¹ Es lohnt sich, daran zu glauben, dass die Rückführung der gefundenen Grabsteine in die Gedenkstätte auf dem alten jüdischen Friedhof in Stettin einen kleinen Beitrag dazu leisten wird, diesen Prozess aufzuhalten.

Materialien aus dem Archiv des Woiwodschaftsamt für Denkmalschutz in Stettin

Akten über den jüdischen Friedhof in der Ojca-Bezymza-Str. in Stettin.

Bartczak, Anna: Jüdische Grabsteine auf dem Zentralfriedhof in Stettin. Zusammenfassung der ersten Phase der archivarischen und bibliografischen Recherchen, Manuskript, Büro für die Dokumentation von Denkmälern. Stettin 2021.

Bibliographie

Frankiewicz, Bogdan: *Szczecińskie cmentarze* [Stettiner Friedhöfe]. Stettin 2003.

Marzec, Bartosz: Rezension auf dem Buchumschlag: Karl-Markus Gauß. *Mieszkańcy Roany odchodzą pogodnie. Wyprawy do Asyryjczyków, Cymbrów i Karaimów. Wołowiec 2010.* Deutsche Ausgabe: Karl-Markus Gauß: *Die fröhlichen Untergeher von Roana. Unterwegs zu den Assyren, Zimbern und Karaimen.* Wien 2009.

Mieczkowski, Janusz: *Historia żydowskiego cmentarza w Szczecinie. Wędrowiec Zachodniopomorski* [Geschichte des jüdischen Friedhofs in Stettin]. In: *Wędrowiec Zachodniopomorski*, Nr. 6/2002.

1 Marzec (2010).

KARTA EWIDENCYJNA ZABYTKU RUCHOMEGO				3. Miejscowość SZCZECIN	
1. Nazwa Macewa		2. Materiał, technika piaskowiec		4. Adres i miejsce przechowywania	
9. Styl	10. Czas powstania 1920 r.	11. Autor, szkoła, warsztat	12. Wymiary (cm) wys. – 72 szer. – 150 głęb. – 25 (wys./szer./głęb.: waga)		
14. Fotografia 			15. Opis (znak, sygnatura, napisy) Clara Fischer geb. Salinger geb. 12. Okt. 1875 gest. 9. März 1920 Ihr Leben war Liebe und Gute		5. Przynależność administracyjna Województwo: Zachodniopomorskie Powiat: Szczecin Gmina: Szczecin
6. Właściciel i jego adres					
7. Formy ochrony					
8. Opracowanie karty ewidencyjnej (autor, data i podpis) mgr Maciej Gibczyński 10. 2016 (autor, data i podpis)					

5 Ein Beispiel einer Karteikarte für ein bewegliches Denkmal, die im Oktober 2016 für den Grabstein von Clara Fischer erstellt wurde. Foto: Maciej Gibczyński, Archiv des

Friedhofskarte vom 30.07.1996, erstellt von Henryk Grecki, Ingenieur.

Karteikarten der beweglichen Denkmäler für jüdische Grabsteine, die auf dem Zentralfriedhof in Stettin aufbewahrt werden, vom 10.2016, erstellt von Maciej Gibczyński.

Registerkarte des Friedhofs vom 03.2018, erstellt vom Büro für Dokumentation der Denkmäler in Stettin.

Mieczkowski, Janusz: *Kwestia cmentarza żydowskiego w Szczecinie w powojennej polityce władz polskich* [Die Frage des jüdischen Friedhofs in Stettin in der Nachkriegspolitik der polnischen Behörden]. *Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Szczecińskiego* Nr. 364 „Acta Politica“, 2003, Nr. 16.

Opęchowski, Mirosław: *Cmentarze żydowskie na Pomorzu Zachodnim. Stan zachowania, problemy konserwatorskie* [Jüdische Friedhöfe in Westpommern. Zustand der Erhaltung, Probleme der Erhaltung]. In: *Żydzi oraz ich sąsiedzi na Pomorzu Zachodnim w XIX i XX wieku* [Juden und ihre Nachbarn in Westpommern im 19. und 20. Jh.]. Hg. v. Mieczysław Jaroszewicz und Włodzimierz Stępiński. Warschau 2007, 377 – 395.

Peiser, Jakob: *Geschichte der Synagogengemeinde zu Stettin.* Stettin 1935.

Archivquellen und die Landschaft als „Archiv“

Anna Socha

Von Gärten des Gedenkens zum Refugium der Wildnis: Die Flora der ehemaligen deutschen Friedhöfe im deutsch-polnischen Grenzgebiet

Im Europa des 20. Jahrhunderts ging die Verschiebung nationaler Grenzen fast immer mit der Zerstörung von Friedhöfen einher. Dies sei eine Art magische Geste, so Kolbuszewski,¹ deren Zweck darin bestehe zu leugnen, dass das Land den dort begrabenen Menschen gehörte. Eben dieses Schicksal ereilte die Friedhöfe im Gebiet der mittleren Oder nach der Grenzverschiebung im Jahr 1945, nachdem die zuvor dort lebende deutsche Bevölkerung die Gebiete östlich der Oder verlassen hatte.



1 Das Kleine Immergrün (Vinca minor), ein Relikt früheren Anbaus, eine für alte Friedhöfe charakteristische Pflanzenart.

Foto: Anna Socha

Bis heute werden manche dieser Friedhöfe aufgelöst und in Parks umgewandelt (wobei der Baumbestand erhalten bleibt) oder überbaut. Andere wurden in kommunale oder in Pfarrfriedhöfe umgewandelt, auf denen auch heute noch Begräbnisse stattfinden. Die überwiegende Mehrheit der Friedhöfe wurde jedoch sich selbst überlassen, ohne menschliche Eingriffe in Form von Pflegemaßnahmen (wie Mäh- und Entbuschungsarbeiten, Kronenrückschnitt, geplante Baum- und Strauchpflanzungen oder eine Pflege der Gräber). Sie stellen eine Art „problematisches Erbe“ dar. Auf diese Friedhöfe werde ich mich im weiteren Verlauf des Aufsatzes konzentrieren. Dabei greife ich auf Daten zurück, die bei der Untersuchung von Friedhöfen in der Gemeinde Przytoczna (dt.: Prittisch, Landkreis Międzyrzecz/Meseritz, Woiwodschaft Lubuskie) gesammelt wurden.

Bestattungskultur in Mitteleuropa – die Ursprünge der Friedhöfe

Die „nachdeutschen“ Friedhöfe – wie sie umgangssprachlich genannt werden – liegen abseits von Gebäuden und stammen im Allgemeinen aus dem 19. und/oder vom Anfang des 20. Jahrhunderts. In früherer Zeit fanden die Beisetzungen auf Kirchhöfen statt, die Verstorbenen ruhten „im Schatten der Kirche“. Der zur Verfügung stehende Platz rund um die Kirche war jedoch relativ klein und beschränkt. An der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert wurden in den europäischen Ländern zeitgleich Rechtsvorschriften erlassen, die eine kulturgeschichtliche Revolution in Bezug auf die Bestattung der Toten und folglich die Wahrnehmung des Todes darstellten.² Sie betrafen die Abschaffung der Kirchhöfe und verboten, Tote (Reiche, Hochverdiente usw.) in kirchlichen Räumen zu bestatten. Die Einführung dieser Änderungen hatte hygienische Gründe. Die Bestattungen, die bis dahin auf engem Raum um die Kirchen herum stattgefunden hatten, waren anonym, die Leichname wurden in Schichten aufeinandergelegt. Der unmittelbare Grund für die Einführung der neuen Gesetze war der Gestank verwesender menschlicher Körper in der Umgebung von kirchlichen Friedhöfen und Kirchen. In kultureller Hinsicht führte die Auslagerung der Friedhöfe aus dem städtischen Raum zu einer Individualisierung der Bestattung. Dies eröffnete die Möglichkeit, Gräber langfristig zu erhalten und zu identifizieren – so konnten sie als Gedenkort für die Verstorbenen gepflegt werden.

Friedhöfe als Gärten

Der Friedhof stellt – neben seiner Bedeutung als Sacrum und Archiv, d. h. zur Bewahrung der Vergangenheit – eine besondere Art von Garten dar. Zur Pflege der Gräber von Verstorbenen gehört es, die Ruhestätte mit Blumen zu schmücken, weshalb auf und neben den Gräbern Pflanzen gepflanzt und gepflegt wurden. Auf protestantischen Friedhöfen war das Vorhandensein von Pflanzen kein Zufall, es gab sie sehr häufig und sie hatten eine Art Symbolik, die mit dem Abschied von den Verstorbenen,³ mit dem Glauben an Wiedergeburt, Unsterblichkeit, mit Trauer und Unschuld verbunden war. Hier zeigt sich ein magisches Denken über Pflanzen, das in Glaubensvorstellungen zum Ausdruck kommt, die auch einen kulturellen Wert darstellen. So stand das Veilchen (*Viola* sp.) für Trauer, der immergrüne Efeu (*Hedera helix*) für Ewigkeit, die weißen Blüten des Schneeglöckchens (*Galanthus nivalis*) für Unschuld und Wiedergeburt der Natur, die Blüten des Immergrüns (*Vinca minor*) für Auferstehung.

1 Kolbuszewski (1996), 19.

2 Kolbuszewski (1996), 169 – 208.

3 Słoka (1998), 239.

Friedhöfe als Parks

Ein Friedhof ist auch eine geplante Anlage mit hohem Grün. Nach althergebrachtem Glauben (auch im 18. und 19. Jahrhundert) spielten Friedhofsbäume eine wichtige Rolle bei der „magischen“ Wahrnehmung des Todes, dem Schutz vor den Toten und dem Frieden für ihre Seelen. Sie markierten die Grenzen des Friedhofs in Form eines Spaliers (Grenzen trennen in der Friedhofssymbolik die Welt der Lebenden von der Welt der Toten), führten in Form einer Allee zum zentralen Ort des Friedhofs (einem besonders wichtigen Ort) und dienten als Einzelbepflanzung zur Markierung des Grabes. Aus der Literatur geht hervor, dass der Baum die älteste Form eines Grabdenkmals ist – er wurde am Grab gepflanzt, um den Ort der Beisetzung zu markieren.⁴ Man pflanzte auch Bäume, die den Friedhof in Form einer Allee oder eines Spaliers mit dem Dorf verbanden.

Die Baumsymbolik knüpft an die Verbindung der Welten an – der oberen (Himmel, Äste), mittleren (Raum zwischen Himmel und Erde, Stamm) und unteren (Unterwelt, Wurzeln). Der Baum als Bindeglied zwischen den Welten ist ein in vielen Kulturen der Welt dauerhaft verankertes Symbol. Man glaubte auch, dass im Baum die Seele des Verstorbenen wohne oder, wie bei den alten Slawen, dass die Seelen der Toten sich in die Vögel, die in diesen Bäumen sitzen, verwandeln würden.

Friedhöfe in der Gemeinde Przytoczna – Beschreibung der Objekte

Auf dem Gebiet der Gemeinde Przytoczna gibt es 28 Friedhöfe und/oder ehemalige Friedhofsanlagen.⁵ Darunter sind kommunale Friedhöfe, Pfarrfriedhöfe, ehemalige kirchliche Friedhöfe, Friedhöfe von Gutsbesitzern (Familienfriedhöfe) sowie eine umfangreiche Gruppe von verwilderten Friedhöfen, die in der Regel in einer gewissen Entfernung von Gebäuden im ländlichen Raum liegen.



Im Rahmen der zwischen 2017 und 2021 durchgeführten Untersuchung der Gefäßpflanzenflora auf den Friedhöfen wurde für 15 Orte ein Friedhofsblatt erstellt. Dabei handelt es sich um ein Formular, in dem grundlegende Informationen über die Lage und Nutzung des Ortes, den Erhaltungsgrad der historischen Zeugnisse (Grabsteine, Inschriften, Lesbarkeit der Grabanlage im Gelände usw.) sowie der natürlichen Merkmale (einschließlich Informationen über vorhandene Bäume, Sträucher und krautige Pflanzen) gesammelt werden. Für jedes Objekt wurde ein detailliertes floristisches Verzeichnis erstellt und der Umfang der Bäume in 130 cm Höhe (der sogenannten Brusthöhe) gemessen. Es wurde eine Analyse der Objekte und ihrer Inwertsetzung in Bezug auf einen projektierten Pfad für den Naturkunde- und Geschichtstourismus vorgenommen.⁶ Man unternahm den Versuch, die touristische Zugänglichkeit des Ortes zu bewerten, wobei die Erreichbarkeit des Geländes (Qualität der Zufahrtsstraße, Entfernung von asphaltierten Straßen, Parkplätze), die Frage, ob der Ort besucht wird (Vorhandensein von Grabkerzen, Trampelpfade, Müll auf dem Gelände) und die Möglichkeit, sich frei im Objekt zu bewegen (Grad der Verbuschung) berücksichtigt wurden. Einzelheiten sind in der Tabelle (Tabelle 1) dargestellt.

2 Der als Bestand vorkommende Sibirische Blaustern (*Scilla sibirica*) dient als Phytoindikator, der auf eine Grabstätte hinweist.

Foto: Anna Socha

4 Stoka (1998), 259.

6 Socha (2021).

5 Patarski (2020).

Tabelle 1. Liste der Objekte: Friedhöfe der Gemeinde Przytoczna



Ortsname		Beschreibende Daten						
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.
Chelmsko	Gollmütz	Wi/F	G	G3	B2	K2	O5	Z1
Dębówko	Eichvorwerk	U	NG	G3	B1	K2	O2	Z3
Gaj	Marienwalde	Wi/F	NG	G2	B2	K2	O1	Z3
Goraj	Eibendorf	U	G	G1	B1	K2	O5	Z1
Krasne Dłusko	Lauske	Wa/Wi	NG	G3	B2	K2	O2	Z2
Krobielewo	Groß Kriebel	Wa	NG	G2	B4	K4	O1	Z1
Lubikowo	Liebuch	U	NG	G2	B1	K2	O3	Z2
Nowa Niedrzwica	Hermisdorf	Wa/Wi	NG	G3	B3	K2	O2	Z1
Orłowce	Adlerhorst	Wi/F	NG	G3	B4	K3	O4	Z3
Poreba	Rosenthal Hauland	Wa	NG	G2	B3	K3	O1	Z2
Przytoczna	Prittisch	U	G	G3	B1	K1	O5	Z1
Rokitno	Rokitten	Wi/F	G	G3	B3	K1	O5	Z1
Stryszewo	Striche Hauland	Wi/F	NG	G2	B2	K3	O2	Z3
Twierdzielewo	Schwirle	Wi/F	G	G1	B3	K2	O5	Z2
Wierzbno	Wierzebaum	Wi/F	G	G2	B3	K1	O5	Z1

3 Sibirischer Blaustern
(*Scilla sibirica*),
eine Reliktart früheren
Anbaus.

Foto: Anna Socha

Erläuterungen: 1. polnischer Name des Ortes 2. deutscher Name des Ortes; 3. Landschaftstyp: Wi – Wiese, F – Feld, U – urbanisiert (zwischen Gebäuden), Wa – Wald; 4. heutige Nutzung des Objekts: G – genutzt, NG – nicht genutzt; 5. Vorhandensein deutscher Gräber: G1 – stellenweise gehäuftes Vorkommen (mehr als 10 Gräber), G2 – sichtbares kleines Vorkommen von Gräbern oder Überresten von Gräbern (3 – 10 Gräber); G3 – einzelne, verstreut liegende Gräber; 6. Entfernung von der Dorfbebauung: B1 – innerhalb des Dorfes, im Zentrum des bebauten Bereichs, B2 – am Dorfrand, in unmittelbarer Nähe von Bebauung, an höchstens einen Hof angrenzend, B3 – am Dorfrand, in beträchtlicher Entfernung von Bebauung (50 – 250 m), ohne Nachbarhöfe, B4 – außerhalb des Dorfes, in beträchtlicher Entfernung von der Bebauung (mehr als 250 m), ohne Nachbarhöfe; 7. Zugänglichkeit zum Objekt: K1 – einfache Zufahrt, Parkplatz vor Ort, K2 – einfache Zufahrt, kein Parkplatz vor Ort, K3 – schwierige Zufahrt, lange Strecke auf unbefestigter Straße, K4 – direkte Zufahrt nicht empfehlenswert, lange Strecke auf unbefestigter Straße und Waldweg; 8. Wird der Friedhof besucht: O1 – keine Spuren menschlicher Anwesenheit, O2 – Abfall am Rand des Friedhofs, O3 – ja, Trampelpfade (von Menschen) O4 – ja, Gräber von Angehörigen werden besucht (einzelne Grabkerzen), O5 – ja, Gräber von Angehörigen werden besucht (Grabkerzen), das Objekt wird gemäht und von Unkraut befreit; 9. Kompaktheit der Strauchschicht (Zugang zum Standort): Z1 – Strauchschicht locker, verstreut, behindert die Bewegung durch den Standort nicht, Z2 – Strauchschicht ziemlich dicht, behindert den Durchgang an einigen Stellen, Z3 – Strauchschicht sehr dicht, behindert die Bewegungsfreiheit am Standort.

Artenreichtum der Friedhöfe

An den untersuchten Standorten wurden 199 Gefäßpflanzenarten gefunden, die zu 53 Familien gehören. Dieser hohe Artenreichtum ist darauf zurückzuführen, dass die Friedhöfe Orte waren, an denen für die Flora dieser Gebiete fremde Arten eingeführt wurden wie das Schneeglöckchen (*Galanthus nivalis*) und der Sibirische Blaustern (*Scilla sibirica*), die Gelbrote Taglilie (*Hemerocallis fulva*), die Gewöhnliche Nachtkiviole (*Hesperis matronalis*), der Gemeine Flieder (*Syringa vulgaris*), die Schneebeere (*Symphoricarpos albus*), das Kleine Immergrün (*Vinca minor*) und die Kaukasus-Asienfetthenne (*Sedum spurium*). Andererseits gibt es eine Gruppe einheimischer Arten, die ebenfalls als Grabschmuck verwendet wurden wie z. B. das Maiglöckchen (*Convallaria majalis*) und der Gemeine Efeu (*Hedera helix*) oder Arten, die in dem Gebiet günstige Lebensbedingungen vorfanden (und hier ohne menschliches Zutun aufgetaucht sind). Friedhöfe zählen zu den Refugien der einheimischen Flora, dazu zählen auch Vertreter seltener und geschützter Pflanzen.

Tabelle 2. Relikte früherer Kultivierung am Beispiel der Gemeinde Przytoczna

Lp.	Gattung, lateinischer Name	Gattung, deutscher Name	Familie
Sträucher, Zwergsträucher und Kletterpflanzen			
1.	<i>Hedera helix</i>	Gemeiner Efeu	Araliaceae
2.	<i>Mahonia aquifolium</i>	Gewöhnliche Mahonie	Berberidaceae
3.	<i>Ribes aureum</i>	Gold-Johannisbeere	Grossulariaceae
4.	<i>Symphoricarpos albus</i>	Gewöhnliche Schneebere	Caprifoliaceae
5.	<i>Syringa vulgaris</i>	Gemeiner Flieder	Oleaceae
6.	<i>Vinca minor</i>	Kleines Immergrün	Apocynaceae
Krautige Pflanzen			
7.	<i>Convallaria majalis</i>	Maiglöckchen	Liliaceae
8.	<i>Galanthus nivalis</i>	Kleines Schneeglöckchen	Amaryllidaceae
9.	<i>Hemerocallis fulva</i>	Gelbrote Taglilie	Liliaceae
10.	<i>Hesperis matronalis</i>	Gewöhnliche Nachtviole	Brassicaceae
11.	<i>Iris germanica</i>	Deutsche Schwertlilie	Iridaceae
12.	<i>Lunaria annua</i>	Einjähriges Silberblatt	Brassicaceae
13.	<i>Muscari neglectum</i>	Weinbergs-Traubenhyazinthe	Liliaceae
14.	<i>Narcissus poeticus</i>	Weißer Narzisse	Iridaceae
15.	<i>Ornithogalum umbellatum</i>	Dolden-Milchstern	Liliaceae
16.	<i>Scilla sibirica</i>	Sibirischer Blaustern	Liliaceae
17.	<i>Sedum spurium</i>	Kaukasus-Asienfetthenne	Crassulaceae
18.	<i>Viola odorata</i>	Duftveilchen	Violaceae

In früherer Zeit kultivierte und heute verwilderte Pflanzen, die noch dort vorkommen, wo sie vom Menschen eingeführt wurden, werden als Relikte früherer Kultivierung bezeichnet.⁷ Diese Pflanzen spielen eine Rolle als Phytoindikatoren, die es ermöglichen, ehemalige Friedhöfe im Gelände zu finden.

Bäume

Zu den häufigsten Baumgattungen auf den Friedhöfen der Gemeinde Przytoczna gehören die Stieleiche (*Quercus robur*), der Bergahorn (*Acer pseudoplatanus*) und die Gemeine Esche (*Fraxinus excelsior*). Bäume auf verwilderten Friedhöfen erreichen oft eine gewaltige Größe, die ihre Einstufung als Naturdenkmal rechtfertigen. Ein Vorteil ist außerdem, dass bei ihnen kein Gesundheitsschnitt durchgeführt wird, was die Schaffung natürlicher Mikrohabitats für die Fauna wie Humus oder Astbruch begünstigt. Es handelt sich um Standorte mit altem Baumbestand.

Wildnisrefugien als Form des Naturschutzes

Der Schutz von Wildnis ist eine Richtung im Naturschutz, der auf die Notwendigkeit hinweist, Naturräume ohne menschliche Eingriffe zu schaffen und zu erhalten. Das Ziel der Schaffung von Wildnisrefugien ist der Schutz wertvoller Naturorte, an denen natürliche Prozesse ablaufen. Die untersuchten ungenutzten Friedhofsobjekte fügen sich in ihrer aktuellen Erscheinungsform in das Konzept des Wildnisschutzes ein.

7 Celka (1999).



4 Von den einheimischen Arten wurden die Gräber mit Maiglöckchen (*Convallaria majalis*) geschmückt.

Foto: Anna Socha



5 Stieleichen (*Quercus robur*), die die Größe von Naturdenkmälern erreichen, auf dem Friedhof in Lubikowo.

Foto: Anna Socha

Friedhöfe als Zentren biologischer Vielfalt sind ein wichtiges Element im agrarisch geprägten Raum. Im Zeitalter landwirtschaftlicher Großbetriebe, das zum Verschwinden von Ackerrandstreifen und Baummittelstreifen geführt hat, werden Friedhöfe zu einer Art Rückzugsort für hohes Grün – zu grünen Refugien. Wie oben dargestellt, zeichnen sie sich durch eine Fülle von Pflanzenarten aus, darunter auch seltene und geschützte Arten.

Mögliche Rechtsformen⁸ für den Schutz stillgelegter Friedhöfe sind das Naturdenkmal (für einen einzelnen Baum oder eine Baumgruppe) oder das gesetzlich geschützte Biotop.

Im untersuchten Gebiet wurden 28 Bäume gefunden, die die Größe eines Naturdenkmals erreichten oder dieser nahekamen. Die größte Anzahl hiervon wurde bei Stieleichen (*Quercus robur*) festgestellt – 14 Stück, bei Bergahorn (*Acer pseudoplatanus*) waren es 6 Stück und beim abendländischem Lebensbaum (*Thuja occidentalis*) 3 Stück. In der Regel handelt es sich um Bäume mit einer gut ausgebildeten, ausladenden Krone. Der bei 130 cm Höhe gemessene Umfang des größten Baumes beträgt 470 cm, es handelt sich um eine Eiche auf dem Friedhof in Lubikowo/Liebuch (der für ein Naturdenkmal notwendige Stammumfang beträgt gemäß der Verordnung⁹ 300 cm für eine Eiche). Derzeit ist keiner der Bäume als Naturdenkmal anerkannt.

Die polnische Gesetzgebung sieht auch die Möglichkeit vor, flächige Formen des Naturschutzes in Form von geschützten ökologischen Gebieten zu schaffen, in denen Überreste von Ökosystemen, die für die Erhaltung der biologischen Vielfalt wichtig sind, geschützt werden, so z. B. Baum- und Strauchgruppen, kleine Flächen mit nicht kultivierter Vegetation oder Bestände seltener oder geschützter Pflanzen-, Tier- und Pilzarten.

Zusammenfassung

Friedhöfe als Begräbnisstätten verdienen zweifelsohne Respekt und Bewahrung. Es stellt sich jedoch die Frage, ob Ordnungsmaßnahmen wie das radikale Entfernen von Sträuchern auf ehemaligen deutschen Friedhöfen (wie es oft geschieht) der bestmögliche Weg sind. Wir sollten daran denken, dass die auf den Friedhöfen vorkommenden Pflanzen Teil eines uralten Glaubens sind, ein Ausdruck der Gefühle, die zum Abschiednehmen gehören. Auch diese sind Teil der Kultur! Ich schlage vor, einen Natur- und Geschichtslehrpfad¹⁰ einzurichten, der die Besonderheiten der Natur im Zusammenhang mit der Geschichte der Region und den Menschen, die mit dieser verbunden waren, zeigt. Gleichzeitig besitzen diese Orte auch einen hohen Naturwert, so dass man vielleicht erwägen sollte, sie unter Naturschutz zu stellen.

Bibliografie

Celka, Zbigniew: Rośliny naczyniowe grodzisk Wielkopolski. Prace Zakładu Taksonomii Roślin Uniwersytetu im. Adama Mickiewicza w Poznaniu, Nr. 9. Poznań 1999.

Kolbuszewski Jacek: Cmentarze. Wrocław 1996.

Naturschutzgesetz vom 16. April 2004 (GBl. von 2020, Pos. 1378).

Patorski Ryszard: Cmentarze gminy Przytoczna. In: Ziemia Międzyrzecka w przeszłości, Bd. XVIII. Hg. v. Marcelli Tureczek, Grzegorz Urbanek. Toruń 2020, 169 – 181.

Słoka, Ewa: Symbolika roślinności romantycznego cmentarza. Rzeczywistość i literatura. In: Problemy współczesnej tanatologii: medycyna, antropologia kultury, humanistyka: materiały II Krajowej Konferencji „Tanatos '98”. Wrocław 1998, 239 – 272.

Socha, Anna: Cmentarze poniemieckie na terenie gminy Przytoczna (pow. międzyrzecki) – studium przyrodnicze. In: Ziemia Międzyrzecka w przeszłości, Bd. XIX. Hg. v. Marcelli Tureczek, Grzegorz Urbanek. Kraków 2021, 181 – 206.

Verordnung des Ministers für Umwelt vom 4. Dezember 2017 über die Kriterien für die Anerkennung von lebenden und unbelebten Naturwerken als Naturdenkmäler.

8 Naturschutzgesetz (2004).

9 Verordnung (2017).

10 Socha (2021), 181-206.

Falko Neininger

Marginalisiertes Kulturerbe im Brandenburgischen Landeshauptarchiv

Das Brandenburgische Landeshauptarchiv (BLHA) verfügt über wichtige Quellen sowohl zum jüdischen Leben als auch zu Schlössern und Gutshäusern auf dem Gebiet Brandenburgs in seinen historischen Grenzen. Diese Quellen sind fast vollständig in der Datenbank des Archivs erfasst und dort ermittelbar.¹ Zu beiden Themen liegen aber auch Quelleninventare vor, die einen bequemeren Überblick bieten.

1999 erschien ein von Christine Klose bearbeitetes Inventar der Quellen zur Geschichte der Juden im BLHA, das zwar an manchen Stellen ergänzt und aktualisiert werden könnte, aber immer noch sehr hilfreich ist.²

Für Schlösser und Herrenhäuser und ihre Gartenanlagen liegt ein Inventar von 2004 vor, das Matis Leibetseder und Werner Heegewaldt erarbeitet haben.³ Es bietet etwa 6000 Quellennachweise für Akten, Karten, Pläne und Abbildungen in den Beständen des BLHA zur Baugeschichte von Gutshäusern, Wirtschaftsgebäuden und Gartenanlagen von über 900 brandenburgischen Gütern. Das Inventar zeichnet sich dadurch aus, dass es zum Inhalt vieler der relevanten Archivalien detailliertere Angaben bietet als die Datenbank. Außerdem informiert die Einleitung ausführlich über die Entstehungszusammenhänge der Archivalien und ihren Quellenwert.⁴ Nicht erfasst sind darin allerdings Quellen zu Schlössern und Gärten östlich von Oder und Neiße. Aber auch für dieses Gebiet hat das Landeshauptarchiv wichtige Quellen zu Schlössern und Gutshäusern und ihren Gartenanlagen zu bieten. Während im BLHA trotz großer Verluste im und nach dem 2. Weltkrieg umfangreiches Archivgut aus etlichen Gütern und Herrschaften auf dem Gebiet des heutigen Landes Brandenburg erhalten ist, sind nur sehr geringe Reste der Archive von Gütern aus dem ehemals brandenburgischen Gebiet östlich von Oder und Neiße ins BLHA gelangt.⁵ Bauunterlagen dieser Güter sind deshalb hier nur selten erhalten. Quellen für die Geschichte der Güter und ihrer Bewohner sind aber häufiger zu finden. Die Suche danach lohnt sich. Im Folgenden kann ich nur auf einzelne Beispiele hinweisen.

Da das BLHA vor allem Akten der öffentlichen Verwaltung aufbewahrt, bestehen dann die besten Chancen, Unterlagen zu Schlössern zu finden, wenn sie in staatlichem Besitz waren. Das trifft z. B. für das Schloss in Sorau/Żary zu, das in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an den sächsischen Landesherrn fiel und dann ab 1815 der preußischen Verwaltung als Landratsamt, Gerichtsgebäude und Gefängnis diente.⁶ Ein anderes Beispiel ist das alte Schloss in Züllichau/Sulechów. Dazu bieten Akten der Domänenverwaltung der Kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer und der Regierung Frankfurt (Oder) aus dem frühen 19. Jahrhundert interessantes Material. Das Schloss, das als Sitz des Amtmanns der Domäne Züllichau diente, war damals in so baufälligem Zustand, dass man sich dazu entschloss, große Teile davon abzureißen und die Verwaltung des Domänenamtes in eines der dazu gehörigen Güter außerhalb von Züllichau zu verlegen. Vorher fertigte ein Baubeamter eine Bauaufnahme und dokumentierte so den Zustand der Gebäude im Jahr 1805 mit drei sorgfältig gezeichneten und kolorierten Plänen und einer Beschreibung.⁷ (Bild 1-3) 1811 wurde ein Bauunternehmer mit dem Abriss beauftragt.⁸ Abgerissen wurde der ältere und größere Teil der Gebäude: der nördliche Teil des Westflügels und der rechtwinklig anstoßende Nordflügel. Stehen blieb der Turm und der südlich Richtung Stadt daran anschließende Westflügel. Im erhaltenen Gebäude zog das Landratsamt ein.⁹



1 Aufrisse vom alten Schloss in Züllichau, 1805.
BLHA, Rep. 3 Nr. 4393.

1 Die Datenbank ist über die Homepage des BLHA zugänglich: www.blha.de. Siehe dort unter Online-Recherche > Archiv. Da die Akten ganz unterschiedlich gebildet sind und daher ihre in der Datenbank verzeichneten Titel unterschiedlich weit gefasst sind, empfiehlt es sich, bei Recherchen nicht nur die Volltextsuche, sondern auch die Feldsuche und strukturierte Recherche mittels der Archivplansuche zu nutzen.

2 Jersch-Wenzel/Rürup (Hg.) (1999). Hier S. 127-285; die S. 257-266 aufgelisteten Akten Berliner Behörden, vor allem Rep. 30 Berlin C Polizeipräsidium Berlin, sind seit 2001 im Landesarchiv Berlin; die S. 42-43 pauschal beschriebene umfangreiche

Überlieferung des Oberfinanzpräsidenten Berlin-Brandenburg im Landesarchiv Berlin ist seit 2001 Teil des Bestandes Rep. 36A Oberfinanzpräsident Berlin-Brandenburg im BLHA.

3 Leibetseder/Heegewaldt (2004).

4 Heegewaldt (2004)

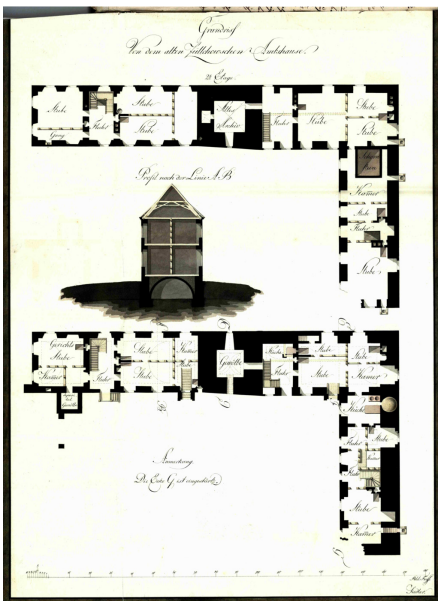
5 Gahlbeck (2007) informiert über Gutsarchive aus dem östlichen Teil der ehemaligen Provinz Brandenburg in polnischen und deutschen Archiven informiert.

6 Siehe dazu Neininger (2001)

7 BLHA, Rep. 3 Nr. 4393.

8 BLHA, Rep. 3B III D Nr. 1600.

Wichtiges Quellenmaterial bei den Akten der Domänenverwaltung findet sich auch für das Gut Lichtenow/Licheń bei Friedeberg/Strzelce aus dem späten 18. und frühen 19. Jahrhundert, weil das Gut in dieser Zeit lange der Domänenverwaltung unterstand. Lichtenow gehörte mit Breitenwerder/Pfawin und Roßwiese/Zieleniec bei Landsberg zu den Gütern, die Franz Balthasar Schönberg von Brenkenhoff (1723-1780) in der Neumark erwarb, als er dort im Dienst König Friedrichs II. die Trockenlegung und Besiedlung des Warthe- und Netzebruchs leitete.¹⁰ Da Brenkenhoff bei seinen weitgespannten Aufgaben und Aktivitäten der Kassenführung wenig Aufmerksamkeit schenkte und die Finanzen bei seinem Tod 1780 in großem Durcheinander hinterließ, wurden seine Güter zur Deckung der Schulden beschlagnahmt und der Domänenverwaltung unterstellt.¹¹ Friedrich Wilhelm II. kaufte sie der Witwe für einen angemessenen Preis ab und schenkte sie schließlich seiner Geliebten Wilhelmine Enke (1752-1820), die er zur Gräfin Lichtenau erhob. Wilhelmine war mit der Familie Brenkenhoff bekannt und hatte sich wohl für die Witwe Brenkenhoff eingesetzt.¹² Nach dem Tod Friedrich Wilhelms II. 1797 ließ sein Sohn Friedrich Wilhelm III. die Gräfin Lichtenau festsetzen und konfiszierte ihre Güter, gestand ihr aber eine jährliche Pension von 4000 Talern zu. 1811 wurden ihr die Güter Lichtenow und Breitenwerder restituiert, die sie 1816 wieder in Besitz nehmen konnte. Bis 1945 gehörte Lichtenow Nachkommen Wilhelmines aus ihrer von Friedrich Wilhelm II. arrangierten Ehe mit dem Kämmerer Johann Friedrich Ritz, die 1842 mit dem Namen v. Ritz-Lichtenow geadelt wurden.



2 Grundrisse vom alten Schloss in Züllichau, 1805. BLHA, Rep. 3 Nr. 4393.

Bei den Akten der Neumärkischen Kriegs- und Domänenkammer findet sich auch eine sehr detaillierte Baubeschreibung des Herrenhauses von Lichtenow und der gesamten Gutsanlage vom September 1795.¹³ Das damals neuerbaute langgestreckte Herrenhaus hatte demnach eine Grundfläche 108 Fuß (ca. 34 m) Länge und 48 Fuß (ca. 15 m) Tiefe. Das Hauptgeschoss mit 23 Fenstern auf einem hohen Sockelgeschoss war mit einem großen Walmdach gedeckt. Im Hauptgeschoss fanden sich ein Gartensaal und mehrere Wohn- und Schlafräume, ein Kinderzimmer und ein Speisezimmer. Das Entree, der Saal und vier Stuben waren schön ausgemalt. Vor der Vorderfront mitten auf dem Hof war ein Lustgarten von 150 Fuß (ca. 47 m) Länge und 115 Fuß (ca. 36 m) Breite angelegt und von einem gelb gestrichenen Zaun eingeghegt. In jeder Ecke dieses Gartens stand ein achteckiges Lusthaus aus Holz. Die Beschreibung schließt mit dem Hinweis: „Noch ist zu bemerken, daß im ganzen Wohnhause, da dasselbe nur vor kurzem neu erbauet worden, alles in dem besten Zustande befunden und bis jetzt noch gar nichts eingewohnt worden.“ Der Bau muss also in der Zeit Friedrich Wilhelms II. und Wilhelmines als angemessener Landsitz neu erbaut oder wenigstens grundlegend erneuert worden sein.¹⁴ Wenig später entstand in Potsdam das etwas kleinere Palais Lichtenau, das einen ähnlichen Aufbau hat.¹⁵ Einen späteren Eindruck von der gesamten Gutsanlage in Lichtenow vermittelt ein Plan von 1930/31 bei den Akten des Kur- und Neumärkischen Ritterschaftlichen Kreditinstituts.¹⁶ (Bild 4) Dieses im späten 18. Jahrhundert gegründete landwirtschaftliche Kreditinstitut war bis 1945 auf dem Gebiet Brandenburgs in den historischen Grenzen der Gründungszeit tätig. Für die Wirtschaftsgeschichte vieler Güter bieten dessen Akten wichtiges Quellenmaterial, vor allem Katasterunterlagen und Grundbuchauszüge sowie detaillierte Beschreibungen und Bewertungen der Gutswirtschaft.

Gelegentlich bieten auch die Akten der Feuersozietät der Provinz Brandenburg interessante Unterlagen. Darin findet sich z. B. ein Lageplan des Jagdschlusses Griesel/Gryżyna im Kreis Crossen/Krosno Odrzańskie von 1903, der auch eine Vorstellung von der Gestaltung des Parks vermittelt.¹⁷ (Bild 5) Das Jagdschloss mit seinen Ländereien und Wäldern gehörte seit dem späten 19. Jahrhundert zu einem größeren Besitzkomplex der Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Archivmaterial dazu findet sich deshalb auch in Sigmaringen.¹⁸

10 Zu Brenkenhoff siehe u. a.: Knobelsdorff-Brenkenhoff (1984); Jaworski/Kostkiewicz-Górska/Skaziński (Hg.) (2010).

11 Dazu und zur weiteren Entwicklung siehe: Rehmann (1909); Rymar (2011), 290-293 (mit historischer Abbildung des Schlosses auf S. 291); Wendland/Wendland (2015), 133-135.

12 Zu Wilhelmine siehe u. a.: Hagemann (2007).

13 BLHA, Rep. 3 Nr. 2183.

14 Rehmann (1909), 137-138, verweist in der Anmerkung auf diese Quelle, die auch im heute verlorenen Gutsarchiv von Lichtenow zu finden war, hat aber den hier zitierten Satz übersehen und zweifelt an, dass das Herrenhaus ein Neubau war.

15 Zum Palais Lichtenau siehe Hagemann (2007), 218-235 und Schroedter (1998), 64-74.

16 Rep. 53A K 33 A.

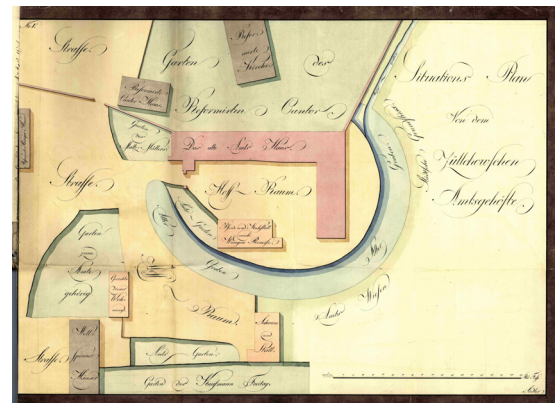
17 BLHA, Rep. 55F Crossen K 22 B. Im Aktenband BLHA, Rep. 55F Crossen RG Nr. 5 finden sich u. a. knappe Beschreibungen und Bauwerttaxen des Schlosses mit 470,4 qm Gebäudegrundfläche, 11 Zimmern im Erdgeschoss und 12 Zimmern im Obergeschoss.

18 Zu Griesel siehe Wendland/Wendland (2015), 251-268. Niekammer's Landwirtschaftliches Güter-Adreßbuch Band VII (1929), 199, gibt an, dass zum Gut Griesel 3279 ha Wald gehörten.

Eines der architektonisch und historisch bedeutendsten Landschlösser der Neumark hat sich in Gleißen/Glisno erhalten. Das Rittergut und das Schloss vom Ende des 18. Jahrhunderts gehörten seit 1820 dem Berliner jüdischen Bankier und Fuhrunternehmer Israel Moses Henoch (1770-1844). Henoch unternahm viel, um den Ort zu fördern.¹⁹ Er baute dort die bereits bestehende Alaunsiederei aus und gründete eine Seidenfabrik. Außerdem setzte er sich für die Einrichtung eines Jahrmarkts und eine bessere Straßenverbindung ein. Bekannt machte er Gleißen aber vor allem dadurch, dass er das von einem Vorbesitzer 1817 gegründete Mineralbad in Gleißen zu einem florierenden Kurbad mit allen Annehmlichkeiten entwickelte.²⁰ Dafür ließ er auch eifrig Werbung mit Druckschriften und Zeitungsanzeigen machen. Ein Aktenband der Medizinalverwaltung der Regierung Frankfurt (Oder) enthält acht der in seiner Zeit veröffentlichten Broschüren über das Kurbad mit ausführlichen Beschreibungen der Beschaffenheit und Güte des Heilwassers.²¹ (Bild 6)

Große Anerkennung erwarb sich Henoch dadurch, dass er in Gleißen auf eigene Kosten eine neue Kirche nach Plänen von Karl Friedrich Schinkel bauen ließ, die 1837 feierlich eingeweiht werden konnte. Die Regierung Frankfurt (Oder) veröffentlichte dazu in ihrem Amtsblatt einen ausführlichen Bericht, der eigens erwähnt, dass die Einweihung selbst in der von des Königs Majestät Allerhöchst Selbst angeordneten Weise stattfand.²² Über der Eingangstür der Kirche verwies eine Inschrift auf den Erbauer: „Dieses Gotteshaus wurde zur Verherrlichung des Herrn für seine christliche Gemeinde im Jahre 1837 erbaut, von dem zeitigen israelitischen Besitzer des Rittergutes Gleißen, Israel Moses Henoch.“²³ Alle Hinweise auf Henoch in Gleißen wurden in der NS-Zeit getilgt. Das galt auch für eine Stiftung, die er zum Andenken an seine am 14. November 1828 in Gleißen verstorbene Frau Caroline für die Aussteuer schulentlassener Mädchen in Gleißen gegründet hatte.²⁴

Bei den Testamentsakten des Kurmärkischen Kammergerichts in Berlin ist das gemeinsame Testament von Henoch und seiner Frau vom 26. März 1828 erhalten. Darin wird sehr ausführlich die Aufteilung der Vermögenswerte auf die beiden Söhne Hermann und Louis geregelt. Legate werden u. a. für die Gründung einer Stiftung zugunsten armer jüdischer Gelehrter in Berlin vorgesehen. Eigens geregelt ist auch, wo und wie beide beerdigt werden wollen: Sollten sie in Gleißen sterben, wollten sie auf dem jüdischen Friedhof von Zielenzig/Sulęcín beerdigt werden. Die Beerdigung sollte im Sommer wenigstens 48 Stunden, im Winter wenigstens 72 Stunden nach dem Tod stattfinden. Beide wollten am selben Ort beerdigt werden, aber nur, wenn das gemäß den religiösen Gesetzen ausführbar war. Caroline wurde am 17. November 1828 drei Tage nach ihrem Tod in Zielenzig beerdigt.²⁵ Ihr Mann fand sein Grab 1844 in Dresden.



3 Lageplan vom alten Schloss in Züllichau, 1805. BLHA, Rep. 3 Nr. 4393

Die brandenburgische Provinzial- und Lokalverwaltung, deren Akten im BLHA aufbewahrt werden, befasste sich mit jüdischen Friedhöfen und Bestattungen auf den Friedhöfen vor allem aus ordnungs- und gesundheitspolizeilichen Gründen. Wichtige Belange waren die Entfernung der Friedhöfe vom Wohnort, der Zeitpunkt der Beerdigung nach dem Tod und die Höhe der Gebühren für eine Beerdigung.

1814 erließ die Regierung Frankfurt eine Verfügung, die vorschrieb, dass keine jüdische Leiche über eine Meile (7,53 km) weit zu einem israelitischen Begräbnisplatz gebracht werden dürfe. Jüdische Familien, die sich an einem Ort ansiedelten, der weiter vom nächsten jüdischen Friedhof entfernt war, wurden verpflichtet, einen Begräbnisplatz einzurichten. Bei Epidemien sollte die Ortspolizei bestimmen können, wo jüdische Verstorbene beerdigt werden.²⁶ Die Entfernung zwischen Gleißen und

19 Zum Gut, zum Schloss und zu der Kirche in Gleißen siehe u. a.: Skaziński (2011); Kubach (1960), 64-73; Kania/Möller (1960), 207; Hermann/Lorenz (2000); Wendland/Wendland (2015), 213-215.
20 Üblicherweise wird die Gründung des Kurbades Henoch zugeschrieben. Eine Anzeige im Amtsblatt (1818). Öffentlichen Anzeiger, 137-138, zeigt, dass Gutsbesitzer Bernhard das Kurbad 1817 eröffnet hat. Das belegt auch der Aktenband BLHA, Rep. 3B I Med Nr. 614.
21 BLHA, Rep. 3B I Med Nr. 614. Darin auch die 1817 an der Universität Berlin verteidigte medizinische Dissertation von Martin Ludwig Serlo über das neulich in Gleißen entdeckte Mineralwasser.

22 Amtsblatt (1837), 340-341.
23 Kubach (1960), 68. Geringfügig abweichender Text der Inschrift bei Kania/Möller (1960), 207.
24 Zu dieser Carolinen-Stiftung siehe BLHA, Rep. 3B I SW Nr. 548.
25 BLHA, Rep. 4A Testamente Nr. 7498, darin das gemeinsame Testament und ein Totenschein für Caroline Henoch. Zum Grabstein auf dem jüdischen Friedhof Zielenzig siehe das Foto und die Angaben von Anke Geißler-Grünberg auf der Internetseite „Jüdische Friedhöfe in Polen auf den Gebieten der ehemaligen Provinz Brandenburg“.
26 Amtsblatt (1814), 253.



4 Lageplan des Gutes Lichtenow, 1930/31.
BLHA, Rep. 53A K 33 A.



5 Lageplan vom
Jagdschloss Griesel,
1903.
BLHA, Rep. 55F
Crossen K 52 B.

Zielenzig entsprach ungefähr dieser Bestimmung. Damals gab es aber noch Landstädte, in denen zwar Juden ansässig waren, in denen es aber noch keinen jüdischen Friedhof gab. Aus einer Akte der Stadt Züllichau im BLHA geht hervor, dass Züllichau bereits um 1800 einen jüdischen Friedhof hatte, Verstorbene aus der etwa 16 km entfernten Stadt Rothenburg/Czerwieńsk aber 1814 noch in Züllichau beerdigt wurden.²⁷

Der Landrat des Kreises Landsberg/Gorzów machte 1836 die Regierung Frankfurt darauf aufmerksam, dass sich, seitdem 1833 den Juden in der Provinz Posen teilweise die Möglichkeit eröffnet wurde, eingeschränkte Bürgerrechte zu erwerben und sich in anderen preußischen Provinzen anzusiedeln, jüdische Familien aus dem Grenzgebiet in Dörfer im Kreis Landsberg zogen, die zu weit vom nächsten jüdischen Friedhof entfernt lagen. Im Kreis Landsberg gab es damals nur den jüdischen Friedhof in Landsberg/Gorzów und seit 1835 einen jüdischen Friedhof in Vietz/Witnica. Für diese Familien, die keinen Grundbesitz erwarben, sondern dorthin zogen, wo sie mit ihrem Handel Erfolg hatten, war der Erwerb eines Grundstücks zur Anlegung eines eigenen Friedhofs kaum zumutbar. Auch in anderen Fällen musste sich die Regierung Frankfurt damit befassen, dass sich vermehrt jüdische Familien auf dem Land fern vom nächsten jüdischen Friedhof ansiedelten, ohne sich dort dauerhaft etablieren zu wollen oder die Kosten für die Anlegung eines Friedhofs tragen zu können.²⁸

1839 veröffentlichte die Regierung ihre strikte Verfügung von 1814 erneut im Amtsblatt und richtete sich damit besonders an die Behörden in den 1814 noch nicht zu Brandenburg gehörenden Teilen der Niederlausitz, wo es nur wenige etablierte jüdische Gemeinden gab.²⁹ Tatsächlich fand sie sich aber in der Frage der Entfernung der Friedhöfe wiederholt zu Kompromissen bereit.

Ein anderes Problem war der Zeitpunkt der Beerdigung. 1794 hatte das preußische Ober-Collegium Sanitatis, die zentrale Aufsichtsbehörde über sanitäre Angelegenheiten, eine Instruktion erlassen, die die Verhütung der Beerdigung Scheintoter sichern sollte. Darin wurden Kriterien für die Feststellung des Todes aufgelistet. Außerdem wurde vorgeschrieben, dass Verstorbene im Sommer, Frühjahr und Herbst wenigstens einen bis zwei, und im Winter drei bis vier Tage bis zur Beerdigung aufgebahrt werden mussten. 1814 erinnerte die Regierung Frankfurt im Amtsblatt an diese Instruktion und verfügte, besonders die jüdischen Glaubensgenossen anweisen, sich danach zu richten. Eine frühere Beerdigung dürfe nur dann erfolgen, wenn ein approbierter Arzt ein Attest über den tatsächlich erfolgten Tod ausgestellt hatte. 1827 wiederholte die Regierung, dass es dabei bleiben müsse, dass Verstorbene erst 72 Stunden nach ihrem Tod beerdigt werden dürfen, dass aber früher beerdigt werden dürfe, wenn ein approbierter Arzt den tatsächlich erfolgten Tod bescheinigt hatte oder an Orten ohne approbierten Arzt der Bürgermeister oder Dorfschulze mit zwei erfahrenen Männern die Unbedenklichkeit geprüft hatten.³⁰ Tatsächlich finden sich in einer Akte der Stadt Züllichau mehrere solcher ärztlichen Atteste für jüdische Verstorbene aus Züllichau und benachbarten Orten aus den Jahren 1801 bis 1828.³¹

27 BLHA, Rep. 8 Stadt Züllichau Nr. 1319.

29 Amtsblatt (1839), 98.

28 BLHA, Rep. 3B I Pol Nr. 1126. Der Landrat des Kreises

30 Amtsblatt (1814), 561-564, und (1827), 303-304.

Landsberg bemerkt ausdrücklich, dass der jüdische Friedhof in Vietz im Vorjahr, also 1835, angelegt wurde.

31 BLHA, Rep. 8 Stadt Züllichau Nr. 1319. In der Akte auch ein Exemplar der gedruckten Instruktion von 1794.

Anlass zu Streit, der gelegentlich vor die Behörden getragen wurde und dadurch aktenkundig ist, gab manchmal die Höhe der Begräbnisgebühren, die die Verwalter jüdischer Friedhöfe forderten. Ein besonders interessanter Streitfall wurde 1817/1818 in Frankfurt (Oder) verhandelt.³² Hier war von einer Dienstmagd für die Beerdigung ihres unehelichen Neugeborenen zunächst der hohe Betrag von 30 Talern gefordert worden, den die Vorsteher der Beerdigungsgesellschaft auf den immer noch hohen Betrag von 15 Talern ermäßigten. Ein Verwandter der Magd beschwerte sich darüber bei der Polizeibehörde in Frankfurt und forderte 14 Taler zurück. In ihrer Stellungnahme gaben die Verantwortlichen an, üblicherweise für eine Beerdigung 3 Taler zu berechnen. Dieser Satz gelte aber nicht für Dienstboten und Auswärtige, von denen man eine Zahlung nach eigenem Ermessen fordere, bei reichen Auswärtigen auch mehrere hundert Taler. Nur dadurch könnten die Kosten für die Unterhaltung des Friedhofs und die Beerdigungen Mittelloser aufgebracht werden, weil die üblichen 3 Taler nicht kostendeckend seien. Auch für die Beerdigung unehelicher Kinder behalte man sich vor, höhere Beträge zu berechnen. Bei folgenden Verhandlungen über die von der Regierung Frankfurt geforderte Aufstellung einer Gebührenordnung rechneten die Friedhofsvorsteher genauer vor, welche Kosten die Unterhaltung des Friedhofs jährlich verursachte und welche Kosten bei jeder Beerdigung entstanden. Der Magistrat von Frankfurt erhalte jährlich eine Grundsteuer von 8 Talern, das lutherische Waisenhaus 2 Taler, der Friedhofsaufseher freie Wohnung und 5 Taler, der Schornsteinfeger 2 Taler, der Totengräber 44 Taler und die Mitglieder der Friedhofsvorstehergesellschaft als Aufwandsentschädigung 50 Taler. Außerdem koste die Wartung der Pumpe jährlich 2 Taler, das Holz für die Bereitung warmen Wassers für die Reinigung der Toten 3 Taler, Reparaturen und Instandhaltungen am Friedhof, an den Gebäuden und an den Mauern 25 Taler. Mit weiteren kleinen Kosten ergebe das im Jahr mindesten 150 Taler. Für jede Beerdigung seien 7 Taler für das Sterbekleid, 2 Taler für die Wagen zu Überführung der Leiche, 1 Taler 12 Groschen für die Bretter statt eines Sarges, 16 Groschen für die Zutaten für das Wasser zum Reinigen der Toten und das Räuchern, 2 Taler für die Totenwache, 8 Groschen als Biergeld für die Totenwächter und 4 Taler für die Grabstelle, zusammen also 17 Taler 12 Groschen zu rechnen. Diese Kosten seien bei Mittellosen von der Gemeinde zu tragen. Die moderat erhöhten einheitlichen Gebühren, die die Friedhofsvorsteher schließlich festsetzen, erhielten die Genehmigung der Regierung Frankfurt, die lediglich hohe Gebühren für reiche Auswärtige und erhöhte Sätze für uneheliche Kinder beanstandete. Für uneheliche Kinder dürfe nicht mehr gefordert werden als für eheliche. Hohe Gebühren für die Beerdigung reicher Auswärtiger habe im jeweiligen Einzelfall die Polizeibehörde zu genehmigen.



6 Ansicht vom Mineralbad zu Gleibitz, aus: Das Mineralbad zu Gleibitz bei Zielenzig (1821)

BLHA, Rep. 3B I Med Nr. 614.

Archivquellen im BLHA

- | | |
|-------------------------|----------------------------------|
| Rep. 3 Nr. 2183. | Rep. 3B III D Nr. 1600. |
| Rep. 3 Nr. 4393. | Rep. 4A Testamente Nr. 7498. |
| Rep. 3B I Med Nr. 614. | Rep. 8 Stadt Züllichau Nr. 1319. |
| Rep. 3B I Pol Nr. 1126. | Rep. 53A K 334. |
| Rep. 3B I Pol Nr. 1154. | Rep. 55F Crossen K 22 B. |
| Rep. 3B I SW Nr. 548. | Rep. 55F Crossen RG Nr. 5 |
| | Rep. 53A K 33 A. |

32 Siehe BLHA, Rep. 3B I Pol Nr. 1154. Zum jüdischen Friedhof in Frankfurt siehe Reiß/Abraham-Diefenbach (Hg.) (2012)

Bibliographie

- Amts-Blatt der Königlich Preußischen Regierung von der Neumark 1814, 253 und 561-564.
- Amts-Blatt der Königlich Preußischen Regierung zu Frankfurt an der Oder 1818. Öffentlicher Anzeiger, 137-138.
- Amts-Blatt der Königlich Preußischen Regierung zu Frankfurt an der Oder 1827, 303-304; 1837, 340-341; 1839, 98.
- Bielinis-Kopeć, Barbara: Züllichau/Sulechów. In: Schlösser und Gärten der Neumark / Zamki i Ogrody Nowej Marchii. Heft 12. Hg. v. Badstübner-Gröger, Sibylle und Jäger, Markus für den Freundeskreis Schlösser und Gärten der Mark. Berlin 2013.
- Das Mineralbad zu Gleißen bei Zielenzig in der Neumark, untersucht und beschrieben von Dr. J. F. John, Professor der Chemie, nebst Bemerkungen über die Heilkräfte desselben von dem Herrn Dr. Formey. Geheimen Obermedizinalrath, Berlin 1821.
- Datenbank „Jüdische Friedhöfe in Polen auf den Gebieten der ehemaligen Provinz Brandenburg“. URL: https://juedische-friedhoeft.uni-potsdam.de/jf/grabstein_pl.php?lfd=2505 (22.07.2022).
- Gahlbeck, Christian: Archivführer zur Geschichte Ostbrandenburgs bis 1945. München 2007.
- Hagemann, Alfred P.: Wilhelmine von Lichtenau (1753-1820). Von der Mätresse zur Mäzenin. Köln – Weimar – Wien 2007.
- Heegewaldt, Werner: „Wege zur Quelle“. Eine Spurensuche zur Baugeschichte brandenburgischer Herrenhäuser und ihrer Gärten. In: Leibetseder/Heegewaldt (2004), 31 – 59.
- Hermann, Oliver, Lorenz, Hellmut: Gleißen (Glisno). In: Herrenhäuser in Brandenburg und der Niederlausitz. Kommentierte Neuausgabe des Ansichtswerks von Alexander Duncker (1857-1883). Band 2 Katalog. Hg. v. Peter-Michael Hahn und Hellmut Lorenz. Berlin 2000, 173 – 177.
- Jaworski, Edward; Kostkiewicz-Górska, Grażyna und Skaziński Błażej (Hg.): Franz Balthasar Schönberg von Brenckenhoff i jego dokonania w odbudowie Nowej Marchii po wojnie siedmioletniej i w zagospodarowaniu dolny Warty i Noteci. Rola Drezenka w stosunkach polsko-brandenburgisch w 2 połowie XVIII wieku. Dresdenko 2010.
- Jersch-Wenzel, Stefi; Rürup, Reinhard (Hg.): Quellen zur Geschichte der Juden in den Archiven der neuen Bundesländer. Bd. 3: Staatliche Archive der Länder Berlin, Brandenburg und Sachsen-Anhalt. München 1999.
- Kania, Hans; Möller, Hans-Herbert: Mark Brandenburg (Karl Friedrich Schinkel Lebenswerk Bd. 10). Berlin 1960, 207.
- Knobelsdorff-Brenkenhoff, Benno von: Eine Provinz im Frieden erobert. Brenkenhoff als Leiter des friderizianischen Retablissemments in Pommern 1762-1780. Köln und Berlin 1984.
- Kubach, Hans Erich: Die Kunstdenkmäler des Kreises Oststernberg. Stuttgart 1960, 64 – 73.
- Leibetseder, Mathis und Heegewaldt, Werner: Gestaltete Landschaft. Archivalische Quellen zu Schlössern, Herrenhäusern und Gärten im Land Brandenburg (Veröffentlichung des Brandenburgischen Landeshauptarchiv in Zusammenarbeit mit dem Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseum). Berlin 2004.
- Neininger, Falko: Die Kreisverwaltung im Sorauer Schloss. In: Kristina Hübener (Hg.): Preußische Verwaltungen und ihre Bauten 1800 bis 1945. Potsdam 2001, 89 – 96.
- Niekammer's Landwirtschaftliches Güter-Adreßbuch Band VII. Landwirtschaftliches Adreßbuch der Rittergüter, Güter und Höfe der Provinz Brandenburg, 4. Aufl. Hg. v. Ernst Seyfert und Hans Wehner. Leipzig 1929.
- Rehmann, Max: Die Schicksale der Brenkenhoff'schen Güter in der Neumark. In: Schriften des Vereins für Geschichte der Neumark 23 (1909), 97 – 143.
- Reiß, Eckard, Abraham-Diefenbach, Magdalena (Hg.): Makom tov – der gute Ort. Jüdischer Friedhof in Frankfurt (Oder)/Ślubice. Makom tow – dobre miejsce. Cmentarz żydowski Frankfurt nad Odrą/Ślubice. Berlin 2012.
- Rymar, Edward: Strzelce (Krajeńskie) i okolice na przestrzeni wieków (do 1945 roku). Strzelce Krajeńskie 2011.
- Schroedter, Beate: Potsdam. Neue Forschungen zum Palais Ritz-Lichtenau. In: Brandenburgische Denkmalpflege 7 (1998) Heft 2, 64 – 74.
- Skaziński, Błażej: Gleißen/Glisno (Schlösser und Gärten der Neumark / Zamki i Ogrody Nowej Marchii Heft 7. Hg. v. Sibylle Badstübner-Gröger und Markus Jäger für den Freundeskreis Schlösser und Gärten der Mark). Berlin 2011.
- Wendland, Folkwart und Wendland, Folkwin: Gärten und Parken in Brandenburg. Die ländlichen Anlagen in der Mark Brandenburg und der Niederlausitz, Band V. Berlin 2015.

Autorinnen und Autoren

Magdalena Abraham-Diefenbach

Magisterabschluss in Philosophie und Soziologie an der Nikolaus-Kopernikus-Universität und in Germanistik am Lehrerkolleg in Toruń. Doktorarbeit am Willy-Brandt-Zentrum in Wrocław: „Kino an der deutsch-polnischen Grenze 1945 – 1989: Nachbarschaft und Propaganda.“ Seit 2014 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Europa-Universität Viadrina. 2019 – 2021 leitete sie ein Projekt zur Dokumentation der jüdischen Friedhöfe in Westpolen in der ehemaligen Provinz Brandenburg. 2021 – 2022 Koordination des Projekts „Mare – Pomerania – Confinium – Orte des deutsch-polnischen Dialogs. Grenzüberschreitendes Netzwerk für wissenschaftliche Zusammenarbeit und historische Bildung über die Ostseeregion und den Oderraum“. Kuratorin der Ausstellung „Im Fluss der Zeit. Jüdische Geschichte an der Oder“ (2019). Vorsitzende des Vereins Institut für angewandte Geschichte – Wissenschaft und Gesellschaft im Dialog e. V. in Frankfurt (Oder).

Gabi Dolff-Bonekämper

Kunsthistorikerin. 2002 – 2021 Professorin für Denkmalpflege und urbanes Kulturerbe an der Technischen Universität Berlin. Von 1988 bis 2002 Denkmalpflegerin in Berlin.

2001/02 Scholar am Getty Conservation Institute in Los Angeles. Von 2000 bis 2011 Mitglied der Expertengruppe für das gemeinsame europäische Kulturerbe beim Europarat. Aktive Mitwirkung an Debatten zur Bewertung und Bewahrung von umstrittenen Denkmälern (auf Sockeln) und Bauten der Nachkriegsmode in Ost- und Westberlin. 2016 – 2021 Sprecherin des Berlin-Weimarer DFG-Graduiertenkollegs „Identität und Erbe“. Wissenschaftliche Arbeitsschwerpunkte: Denkmalwert- und Kulturerbe-Theorie, Geschichtspolitik, Erinnerungsforschung, Architektur und Städtebaugeschichte der Nachkriegsmode in Europa.

Arne Franke

Studium der Kunstgeschichte mit Schwerpunkt Architekturgeschichte und Denkmalpflege an der Johann Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt/Main (M. A.), 1992 – 1995 stellvertretender Referatsleiter der Unteren Denkmalschutzbehörde in Görlitz. Heute freiberuflich tätig als Autor (u. a. Kulturreiseführer zu Schlesien, Siebenbürgen, Zips), Kurator mehrerer deutsch-polnischer und deutsch-rumänischer Ausstellungen (u. a. zum Thema Schlösser und Herrenhäuser in Schlesien, Kirchenburgen in Siebenbürgen) sowie Seminar- und Studienreiseleiter.

Anke Geißler-Grünberg

Studium der Jüdischen Studien und Geschichte an der Universität Potsdam; 2010 – 2018 freie Mitarbeiterin bei der Unteren Denkmalschutzbehörde Potsdam; seit 2010 freiberuflich als Publizistin, Stadtführerin, Weiterbildnerin, Projektleiterin tätig; seit 2015 Koordination Datenbankprojekt „Jüdische Friedhöfe in Brandenburg“ an der Universität Potsdam; 2014 – 2018 wiss. Mitarbeiterin an der Universitätsbibliothek Potsdam; 2019 – 2021 wiss. Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Denkmalkunde der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder); 2021 Promotion am Historischen Institut der Universität Potsdam zum Thema „Jüdischer Friedhof in Potsdam“.

Gangolf Hübinger

Viadrina Senior Fellow am Center B/Orders in Motion und Prof. em. für Vergleichende Kulturgeschichte der Neuzeit an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder). Zahlreiche Publikationen zu den „Aufgaben des Historikers“ und zur Geschichte des Geschichtsdenkens sowie zu religiösen Kulturen und politischen Bewegungen im 19. und 20. Jahrhundert. Mitherausgeber der von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften betreuten Gesamtausgabe zu Max Weber; neuere Veröffentlichungen u. a.: Max Weber. Stationen und Impulse einer intellektuellen Biographie, Tübingen 2019; Europäische Ordnungsvorstellungen nach 1918. Theoretische Aspekte und exemplarische Fälle (Working Paper Series Viadrina Center B/Orders in Motion Nr. 2/2019 <https://doi.org/10.11584/B-ORDERS.2>).

Anna-Dorothea Ludewig

Seit 2007 als Literaturwissenschaftlerin am Moses Mendelssohn Zentrum in Potsdam tätig (Promotion 2007, Habilitation 2020); 2017 – 2019 war sie Postdoc an der Graduiertenschule für Ost- und Südosteuropaforschung (Universität Regensburg); 2016 Visiting Scholar am Dartmouth College, NH/USA; 2019 Miller Fellow in Exile Studies an der University of London. Sie ist Redaktionsmitglied der Online-Zeitschrift MEDAON und Vorstandsmitglied der 2021 gegründeten Hugo Simon Stiftung (Seelow). Aktuelle Publikation: „Jüdinnen“ – Literarische Weiblichkeitsentwürfe im 20. Jahrhundert. Berlin u.a. 2022. <https://doi.org/10.1515/9783110778953> (Open Access).

Piotr Małochwiej

Absolvent der Fakultät für Rechts-, Verwaltungs- und Wirtschaftswissenschaften und der Fakultät für Geschichtswissenschaften an der Universität Wrocław. Seit 2014 Doktorand am Willy-Brandt-Zentrum für Deutschland- und Europastudien an der Universität Wrocław. Stipendiat der Universität Leipzig und Träger des des Fritz-Stern-Preises für Nachwuchshistoriker. In seiner wissenschaftlichen Tätigkeit konzentriert er sich auf die Verknüpfungen rechtlicher und historischer Fragestellungen und analysiert Versuche der Anklageerhebung gegenüber Kriegsverbrechern in unterschiedlichen Ländern.

Falko Neininger

Seit 1997 im Brandenburgischen Landeshauptarchiv in Potsdam tätig; Leiter des Referats 24 mit Zuständigkeit für das Archivgut der Verwaltung der Kurmark, der Neumark und der Niederlausitz bis 1806/16 und der ständischen Institutionen sowie der Güter und Herrschaften. Er engagiert sich seit Jahren für die Zusammenarbeit mit polnischen Partnern, vor allem dem Staatsarchiv Gorzów, und publiziert zur brandenburgischen Landesgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit.

Anna Socha

Magister der Umweltbiologie; in ihrer wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt sie sich mit der Flora der ehemaligen deutschen Friedhöfe in Nord- und Westpolen. Seit vielen Jahren ist sie an Projekten zum passiven und aktiven Schutz natürlicher und naturnaher Lebensräume in der polnischen Landschaft beteiligt wie Torfmooren, Flüssen, Wäldern und xerothermem Grasland. Ihr besonderes Interesse gilt Bäumen, der Naturerziehung und der Ethnobotanik.

Marceli Tureczek

Historiker, Professor am Institut für Geschichte der Universität Zielona Góra, Aktivist. Er befasst sich mit der praxisnahen Problematik des Denkmalschutzes und mit der Erinnerungsforschung insbesondere im Hinblick auf die deutsch-polnischen Beziehungen im gemeinsamen Grenzraum. Er ist Autor von fast 200 wissenschaftlichen Veröffentlichungen, darunter auch 20 wissenschaftlichen - und populärwissenschaftlichen Monografien.

Tomasz Wolender

Seit Februar 2020 Denkmalpfleger der Woiwodschaft Westpommern in Szczecin, seit 2009 in der Funktion des stellvertretenden Denkmalpflegers der Woiwodschaft Westpommern, seit 1991 Mitarbeiter des Woiwodschaftsamtes für Denkmalschutz in Szczecin. Zuvor war er am Nationalmuseum in Szczecin in der Werkstatt für Holz- und Metallkonservierung tätig (1985 – 1986). Absolvent der Fakultät der Schönen Künste an der Nikolaus-Kopernikus-Universität in Toruń im Hauptfach Konservierung und Museumswissenschaften. Mitglied des polnischen ICOMOS-Nationalkomitees. Autor zahlreicher Dokumentationen zur Konservierung von Architektur- und Baudenkmalern, sowie von Bestandsaufnahmen und Bestandsdokumentationen. Mitverfasser von Bestandsdokumentationen sowie städtebaulicher und denkmalpflegerischer Studien u.a. für Świnoujście (Swinemünde), Międzyzdroje (Misdroy), die Siedlung Nowe Miasto (Neustadt) in Szczecin. Konservatorische Überwachung von zahlreichen Projekten, u. a. dem Wiederaufbau der Marienkirche in Chojna (Königsberg in der Neumark und Bebauung der Altstadt Szczecin im Bereich Podzamcze.

Paul Zalewski

Kunst-, Architektur- und Städtebauhistoriker, Spezialist für Denkmalpflege. Seit 2009 Professor für Kulturerbestudien an der Europa-Universität Viadrina. Zuvor war er als wissenschaftlicher Mitarbeiter bzw. Juniorprofessor an den Universitäten Bamberg, Weimar und Hannover tätig. Mitglied der Vorstände des Arbeitskreises der deutschen und polnischen Kunsthistoriker und Denkmalpfleger und des European Network for Country House and Estate Research (ENCOUNTER), Mitglied des Denkmalbeirats des Landes Sachsen-Anhalt und ab 2020 einer der drei Direktoren des Research Center Sanssouci (RECS) in Potsdam. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Architektur und zum Städtebau der Neuzeit und Moderne sowie mehrere Forschungs- und Konservierungsprojekte in Deutschland, Rumänien, Frankreich und Polen.